

Die Kette West

Nr. 12

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1906

Der letzte Willen Hohenrots.

(Fortsetzung.)

Der Küster überwand das Kinderkriegen leicht, er hätte sich verbindlich gemacht, noch ein Dutzend Kinder in die Welt zu setzen, wenn die Küsterin gleichen Geschmack an der Sache gefunden und die gleiche Ausdauer besessen hätte. Nach der Geburt des zwölften Kindes hatte sie die Geschichte satt bekommen, sie fing zu kränkeln an und lag nun kraft- und willenlos auf dem Krankenbett.

Unter diesen Umständen wurde die hinterlassene Braut des verstorbenen Hohenrot vom Küster mit offenen Armen empfangen und auch die Küsterin meinte, es sei gut, daß endlich eine Wärterin anrückte, ihr Mann sei zum Krankenwärter nicht zu gebrauchen und seit Wochen habe sie kein ordentliches Süppchen mehr gesehen, geschweige gegessen.

Male richtete sich in dem Stübchen, das ihr der Kirchendiener zur Verfügung stellte, häuslich ein und sorgte mit großer Liebe für die armfelige Kranke.

Dem Küster war die Einquartierung auch noch in anderer Hinsicht ein gefundenes Fressen. Er hatte alsbald herausgefunden, daß sich unter Umständen mit der Verwandten ein stattliches Bauerngut erwerben lasse und er richtete von Stund an seine volle Aufmerksamkeit auf diese Sache. Er schwänzelte um Male herum, wie ein Schöthündchen, und ließ bei jeder Gelegenheit durchblicken, daß nur sie es in der Hand habe, Küstersfrau zu werden, falls seine Frau das Zeitliche segnen werde. Er bete zwar Tag und Nacht, daß der liebe Gott dem armen Weib wieder zur Gesundheit verhelfen möge, aber er glaube nicht, daß sein Gebet in diesem Fall auf Erfüllung rechnen dürfe, so gute Erfahrungen er auch sonst mit der Kraft des Gebetes gemacht habe. Er zählte eine ganze Reihe von Beispielen auf, um die Heilwirkung des Gebets im allgemeinen zu beweisen und schloß stets mit einem Hinweis auf die prompte Gewährung seiner Bitte oder Zusendung einer lieben Pflegerin für seine schwerkranke Frau.

Male ließ den Küster gewähren und dachte sich ihr Teil. Sie durchschaute den Kerl und freute sich auf die Stunde, wo sie ihm gründlich heimleuchten könne, was sie jetzt aus Rück-

Eine Dorsgeschichte aus Nassau. Von Heinrich Diefenbach.

sicht auf das arme Weib unterließ. Sie war nicht auf den Kropf gefallen. Auch wenn die kranke Frau nicht gewesen wäre, würde sie doch im Küsterhaus geblieben sein, denn sie wollte die Entwicklung der Erbschaftsgeschichte in der Nähe beobachten, um jeden Augenblick bereit zu sein, selbst ein wenig eingreifen zu können. Wenn sie es bei Nacht betrachtete, hatte sie mindestens eben so viel Chancen, Universalerin Hohenrots zu werden, wie die fette Kathrine. Vielleicht war sie dieser gegenüber noch ein wenig im Vorteil, denn sie brauchte nur die zwei Jahre abzuwarten und hatte dabei weder notwendig,

ben lassen. So oft er sie unter dem Messer hatte, fing er von dem Testament an und jedem sagte er: „Was, Du willst die Kathrine heiraten! Daß sie Dich nimmt, das glaube ich, aber bedenk' doch, was haste denn davon? Glaubste denn wirklich, daß sie in der vorgeschriebenen Zeit Mutter wird? So ein dickes Mensch! Ja, wenn sie noch 'mal zwanzig Jahre alt wär, aber so alte Päume tragen keine Früchte mehr.“

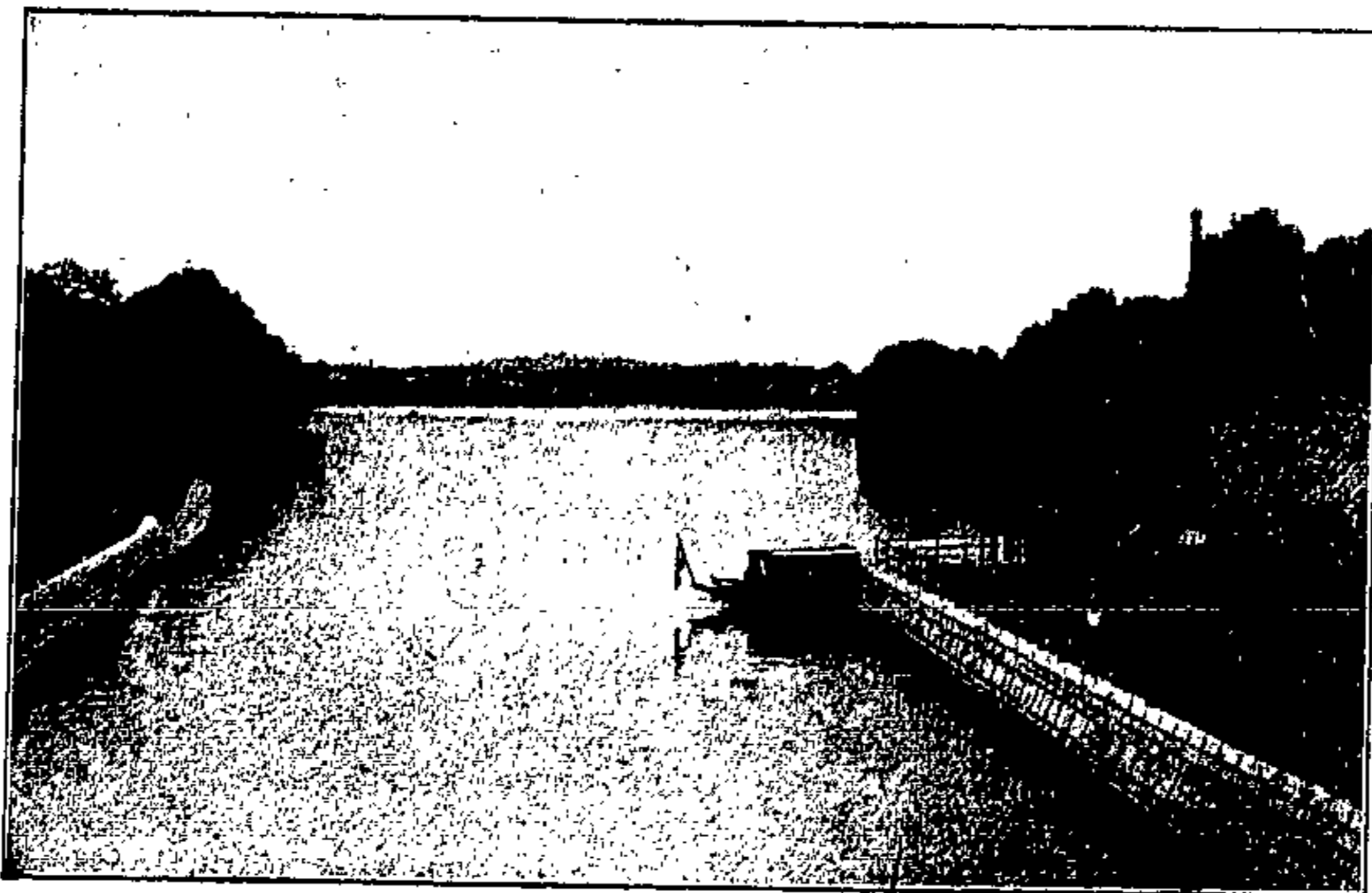
Hatte er in dieser Weise den armen Teufel eine Zeitlang gehörig bearbeitet (wobei er hübsch still halten mußte, denn das Messer faß ihn an der Kehle), so fuhr er fort: „Weißte, was ich an Deiner Stell täte? Ich mach' mich hinter die Male. Das ist doch ganz einfach, wenn die Kathrine keinen von Euch kriegt, dann bekommt die Male den ganzen Stitt. Du hast's in der Hand, den Rahm abzuschöpfen. Die Male, hui, da ist denn doch was anderes zu holen! Dagegen die Kathrine, hui, so'n Fettklumpen!“

Ließ er daraufhin den Knecht, den er gerade unter dem Messer hatte, ein wenig zu Wort kommen, so meinte der: „Das ist ja ganz schön, ob mich aber die Male will? Und wenn ich die Male nehme, dann wird der andere die Kathrine wegschnappen, wer kann's wissen, am Ende klapp't's doch noch und ich habe mich selbst hineingeritten!“

„Dich nimmt die Male, kannst Dich darauf verlassen!“ versicherte der Barbier. „Sie ist ja bis

über die Ohr'n in Dich verliebt, daß Du das noch nicht gemerkt hast! Daß der andere die Male nicht bekommt, dafür will ich sorgen. Zum Kuckuck, ich brauch' ihn ja bloß mit der Male zu foppen und er verpaßt den Anschluß, so gewiß ich Kirchendiener bin. Ich mein's gut mit Dir.“

So schwindelte der Kirchendiener jedem der Knechte etwas vor und wenn der Kunde barbiert war, dann mußte er es zu machen, daß Male in Aktion trat, die ein verteneseltes Weibsbild war und nicht nur wie der Küster ein doppeltes, sondern ein dreifaches Spiel trieb: sie narrete den Konrad Notnagel, den Karl Weismenger und am allermeisten den Kirchendiener. Sie kokettierte mit jedem und bemerkte mit Freuden, wie Woche um Woche und Monat um Monat



Mündung des Kanals in die Havel bei Klein-Glienicke.

einen ihr vorgeschriebenen Mann zu nehmen, noch sich zu vervielfältigen, sie konnte aber, wenn sie es klug anfang, etwas dazu tun, daß der Konkurrentin (auch sie hatte die grämliche Krabbierte bereits ausgeschaltet!) das Experiment mißglückte. Sie nahm sich vor, ihre günstigere Stellung gehörig auszunutzen und die beiden Knechte nach Möglichkeit vor der Aufraffung eines sie schädigenden Entschlusses zu bewahren.

In diesem Bestreben fand sie in dem Küster, dem ebenfalls daran lag, daß Kathrine die Bedingungen des Testaments nicht erfüllte, einen fleißigen Bundesgenossen. Der Küster war ganz der Mann, den Drei so zu kochen, daß er im Küsterhäuschen ausgelöffelt werden konnte. Das brachte er um so leichter fertig, als sich die beiden Knechte die Backen von ihm scha-

verstrich, ohne daß einer der Knechte den Spatz merkte und der dicken Kathrine den längst ersehnten Heiratsantrag machte.

7.

Die zwei Knechte waren zu bedauern, sie waren aus der beschaulichen Ruhe ihrer Wunsch- und Bedürfnislosigkeit jählings herausgerissen und in ein Chaos verderblicher Leidenschaften geschleudert worden, in dem sie zappelten, daß es ein Jammer war. Sie waren nicht wieder zu erkennen! Ehemals die bescheidenen Männer, die, ohne viel Aufsehens von sich zu machen, und ohne sich mehr nach anderen Leuten umzusehen, als ihr eigenes geringes Interesse erforderte, still ihres Weges gegangen waren, ohne Freunde und ohne Feinde und ohne die öffentliche Aufmerksamkeit besonders auf sich zu lenken, waren sie jetzt in den Mittelpunkt der allgemeinen Beobachtung gerückt und zum Gegenstand des breiten Klatsches geworden. Sie mochten gehen und stehen wo sie wollten, immer fand sich einer (meistens aber mehrere), der sich nach ihren Entschliessungen und Aussichten bezüglich der Hohenrot'schen Erbschaftsangelegenheit eingehend erkundigte und ihnen gute Ratschläge gab, wie sie sich zu verhalten hätten, um aus dem eigentümlichen Wettkampf als preisgekrönter Sieger hervorzugehen. Dabei wurde alles was für oder gegen einen vernünftigen Ausgang der Sache irgendwie in die Waagschale zu werfen war, mit der größten Gewissenhaftigkeit erörtert. Es gab sogar eine ganze Anzahl Leute, die sich ein Extravergnügen daraus machten, den Knechten dringend ans Herz zu legen, sich doch ja von einer gewissen Möglichkeit (die man bei Weibern zwar immer voraussetzen kann, die aber nicht immer vorhanden ist) genau zu überzeugen, bevor sie sich festlegten. Diese Leute wußten den Knechten die Adressen von geschickten Spezialärzten und berühmten Kurpfuschern in die Hände zu spielen wie Spielzeugwaren der Wölfer. — Weiß Gott, wie sie selbst in den Besitz dieser Adressen gelangt waren! Die Knechtbader zählen zwar im allgemeinen zu den aufgeklärtesten Nassauern, wie sie denn auch bis dato immer einen freisinnigen Fortschrittmann in den Reichstag und einen liberalen Seelsorger für ihre Pfarre gewählt hatten, aber sie vernichteten sich trotz ihrer entschieden fortschrittlichen Gesinnung in durchaus angemessener Weise und verhielten sich in Punkto Liebe und Ehe ganz in den Grenzen des Herkommens. Daher kam es auch, daß die Knechtbader immer einen ansehnlichen Uberschuß an die Städte abzugeben hatten, in denen sich viele der Landflüchtigen zu respektablen und angesehenen Bürgern entwickelten. Allerdings hat mancher Knechtbader dort die Fortschrittmütze an den Nagel gehängt und sich dafür die staubige Perücke krebender Reaktionäre aufs Haupt gesetzt, wie es gerade seine Stellung oder sein Geschäft erforderte. Doch auch dabei gediehen sie prächtig, man konnte sogar sicher sein, daß jeder Knechtbader, der als gemachter Mann die Kirchweih seines Geburtsdorfchens besuchte, und eine dicke vergoldete Uhrkette über einer prall gespannten Weste hängen hatte, äußerlich zu der Partei der Reaktionäre gehörte, obwohl er innerlich immer noch für alte bürgerliche Freiheiten schwärmte, was er als Kirchweihgast dadurch zu erkennen gab, daß er gut genährten jungen Knechtbaderinnen mit sichtlichem Wohlgefallen angelegentlich die Wangen strich oder auf die Hüften klopfte.

Die zwei Knechte hatten weder mit den Knechtbader Freiheitsmännern, noch mit den reaktionären Geschäftspolitikern etwas gemein, obwohl es sich bei ihrem Gandel auch um einen Fortschritt und ein Geschäft drehte. Sie hätten am liebsten ganz Knechtbader vergiftet und sich mit, nur, um die böse Geschichte, die ihnen Tag und Nacht an der Leber fraß, mit einem Schlag los

zu werden. Es fehlte ihnen der Mut, sich selbst herauszureißen und den von außen an sie herantretenden Einflüsterungen zu widerstehen. Der verstorbene Hohenrot hatte sie in den tollen Strudel hineingeworfen und nun wurden sie darin festgehalten, Spielbälle ihrer Schwachheit und traurige Objekte menschlicher Verderbnis. Wenn früher dem einen ein Zahn weh getan hatte, dann vertraute er seinen Schmerz dem Freunde an, und der Freund war, wenn er sonst nichts dagegen machen konnte, wenigstens mit guten Hausmittelchen und kleinen Ratschlägen bei der Hand. Jetzt aber konnte sich keiner auf den anderen stützen, denn das Schicksal hatte sie gegeneinander gehetzt, es hatte sie in eine Arena gestellt, wo sie zum Gaudium der gesamten Knechtbader sich gegenseitig in den Sand zu werfen suchten. Zum Gaudium der gesamten Knechtbader sage ich! O, die im Umkreise von zwei Meilen liegenden Orte verfolgten ebenfalls die Knechtbader Erbschaftsgeschichte mit lebhaftem Interesse. Die seltsame Geschichte war durch den in Knechtbader ansässigen X-Mitarbeiter (man vermutete darunter den alten Lehrer, der sich mühsam an einer mageren Pension durchs journalistische Gelegenheitsarbeit so weit ergänzte, daß er begründete Aussicht hatte, sich den Luxus der Tabakspfeife und des Abendessens bis an sein Ende leisten zu können) in das Kreisblatt gekommen, bunt ausgeschmückt mit allerlei nicht zur Sache gehörigen Flausen, die dem Artikel aber einen schmutzlichen Aufputz verliehen. Ein Kreisblatt hatte den Artikel dem anderen nachgedruckt und dann bemächtigte sich auch die großstädtische Presse des außergewöhnlichen Falles. Die Flausen wurden zum Leidwesen des X-Mitarbeiters von den großen Zeitungen freilich unbarmherzig gestrichen, nur die nackten Tatsachen wurden würdig befunden, einer breiten Leserschaft vorgelegt zu werden. Aber das war noch wenig. Diejenigen Kreise, denen Knechtbader zu fern lag, hatten die Nachricht zwar bald wieder vergessen, in näher liegenden Kreisen aber vergaß man sie nicht. Es sollen sogar Wetten veranstaltet worden sein, bei denen merkwürdigerweise die höchsten Einsätze auf die Magd Male gehalten wurden.

Nicht, daß sich Karl und Konrad haßten. Sie mieden sich aber, so weit das in dem engen Rahmen der heimischen Gemarckung möglich war. Wenn sie sich trafen, dann ließen sie es bei einer trocknen, kalten Unterhaltung bewenden und hüteten sich wohl, auf das einzugehen, was ihnen am meisten am Herzen lag. Konrad war beschränkter als Karl, auch war er unbeholfener als dieser. Er wäre am ehesten geneigt gewesen, die Flinte ins Korn zu werfen und auf und davon zu laufen. Das fühlte auch der Kirchendiener Dietrich und deshalb setzte er ihm am meisten zu, wenn er ihm den Bart pulte. Mit unendlichem Wortschwall pries er ihm die Schönheit der Selbständigkeit eines großen Besitzes, auch ließ er es nicht fehlen, dem alten Junggesellen die Freude der Ehe in der verlockendsten (leider muß ich hinzusetzen: auch in der verlogenen) und die Nachteile des Ledigseins in der dunkelsten Farbe zu schildern. „Wie schön es ist, ein Weibchen ans Herz zu drücken, so ein quappliches wie die Male, die sich Dir mit tausend Freuden an den Hals wirft, wenn Du nur das Maul spit machst. Und wenn Du alt wirst, mein lieber Konrad, dann fühlst Du erst recht den Wert einer Familie und einer gesicherten Existenz. Denke einmal nach, wie's kommen kann, wenn Du allein stehst, nichts hast und alt und krank wirst! Dann stehst Du immer mit einem Fuß im Armenhaus und Spital, wenn Du nit bald ganz drin bist.“ In dieser Weise suchte der pfiffige Kirchendiener den armen Knecht auf den Leim zu locken und wenigstens erreichte er, daß er nicht absprang, sondern als

Konkurrent des Nebenbuhlers Karl auf dem Plan blieb, den der spekulative Kirchendiener damit auch an der Leine behielt und den er während des Bartputzens in ähnlicher Weise wacker bearbeitete. Konrad war aber immer noch der Unschlüssige, Karl jedoch hatte sich vorgenommen, auf alle Fälle auszuharren und nicht locker zu lassen. Er ließ sich in der Woche dreimal barbieren, was der Kirchendiener für ein gutes Zeichen hielt, daß der Knecht mehr an die Male als an die Kathrine denke. Er richtete aber auch ein wachsames Auge auf Kathrine, die ihm leicht entschlüpfen konnte, wenn Konrad es für gut fand, von Male abzuspriegen. Der Kirchendiener suchte übrigens eifrig dem aufmerksameren Karl die Meinung beizubringen, Konrad denke vor der Hand noch gar nicht daran, eine Attacke auf Kathrine zu eröffnen. Der Kirchendiener konnte das mit gutem Gewissen sagen, denn Konrad dachte tatsächlich nicht daran, daß ihm der gute Weizen am sichersten an der Seite seiner umfangreichen Dienstherrin blühen könne. Die beiden Knechte saßen auf der Leimrute des Krüfters und Male flütert sie der Reihe nach fleißig mit Zuckerbrot, ohne einem von ihnen einen Bissen zu viel zu gewähren. Eins von den zwei Jahren war bereits vergangen, als die Sache eine entscheidendere Wendung nahm.

8.

Kathrine hatte das aus farbigen Papierbogen hergestellte BlumenGewinde inzwischen dreimal erneuert, sie hatte außerdem die Geraniumstöcke der Schwester durch glutholle Tulpen ersetzt, für den Eichenholztisch einen zweifarbigen Läufer gehäkelt und ein Stückchen Glycerinseife gekauft, womit sie sich täglich dreimal die Hände und zweimal das Gesicht wusch, um eine zarte Haut zu erzielen. Sogar eine Zahnbürste hatte sie sich zugelegt, die eitle Gretel. Sie benutzte die Bürste allerdings nur des Sonntags, der Sparsamkeit wegen und um nicht vollends zum Gespötte der Leute zu werden.

Und noch hatten sich ihre Erwartungen nicht erfüllt! Sie hatte nämlich darauf gerechnet, daß der flinkere und hellere Karl sich alsbald nach Bekanntwerden des Testaments in ihre Arme stürzen werde — wie gerne hätte sie ihm die geöffnet! — und daß sie die Schwester schon lange vor Ablauf der zwei Jahre durch ein zappelndes Kleines von der Wichtigkeit und Zweckdienlichkeit ihres dem männlichen Geschlecht gewidmeten Wohlwollens überzeugen könne. Aber der Erwartete kam nicht und kam nicht! Kathrine magerte sichtlich ab, was ihr zwar nicht unangenehm war, was ich aber für eine sinnlose Fleischvergeudung erklären müßte, wenn ich nicht hoffen dürfte, daß sie dadurch leichter einen der Knechte, und sei es auch nur den schwerfälligen Konrad, gewinnen wird. Das beklagenswerte Mädchen, das über den Mann die Erbschaft fast völlig vergessen hatte, fing schon an, mit dem Konrad schön zu tun, worüber sich dieser sehr wunderte, als eines Abends Karl in den Lichtkreis ihrer Petroleumlampe trat, denn Kathrine häkelte gerade an einer Kaffeedecke, die sie aber nicht etwa zu verwenden gedachte, sie wollte das Ding vielmehr schonend dem Wäscheschrank und dem unnützen Vorrat selbstverfertigter Handarbeiten einverleiben. Das Licht hing über dem Tisch und hinter dem Tisch saß die häkelnde Jungfrau vor dem zweifarbigen Läufer.

Karl blieb eine Weile an der Tür stehen und sah in das verlegene und doch hoffnungsfroh lächelnde Gesicht, das in dem Licht der Lampe schwamm wie der Mond im dünnen Wolfendunst. Es gefiel ihm nicht übel, das Gesicht, als seine Augen aber an der trotz besagter Abmagerung immer noch außerordentlich umfangreichen Büste hängen blieben, stutzte er und wußte nicht recht, sollte er wirklich anbeißen,

oder sollte er sachte den Rückzug antreten und sich's noch einmal gründlich überlegen. Ehe er sich schlüssig machen konnte, war jedoch Kathrine aufgestanden und hatte ihn gebeten, er möge nur Platz nehmen und sich gemütlich machen. Ihre Häkelarbeit hatte sie beiseite gelegt, aber die Frage gestellt, ob er nicht Lust habe, ein Fläschchen Wein auszustechen.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Tierkunde des Mittelalters.

Lustige Ausgrabungen von Adolf Hellborn.

Mit Recht hat Ernst Haeckel das verfloßene Jahrhundert das „Zeitalter der Naturwissenschaften“ genannt. In keinem anderen Säkulum hat die Naturwissenschaft so bewundernswürdige Errungenschaften aufzuweisen, hat sie so alles menschliche Denken und Handeln mit ihren Ideen und Entdeckungen befruchtet, wie in dem nun geschiedenen neunzehnten, und keine andere Wissenschaft kann ihr in dieser Bedeutung für die Menschheit den Rang streitig machen. Hundert Jahre sind eine kurze Frist im Vergleich zum Alter unseres Erdballes, und doch, in diesem „Jahrhundert der Naturwissenschaften“ hat des Menschen Geist Unsterbliches geschaffen. Es gibt für uns keine Größe des Raumes und der Zeit mehr, die wir nicht ziffernmäßig bestimmen können: wir rechnen mit Milliarden von Meilen und messen tausendstel Sekunden. Auf den Flügeln des Blickes eilt unser Gedanke rings um den Erdball. Der Stimme flüchtigen Schall haben wir gefesselt, in die weitesten Fernen dringt dieser Schall. In Wasser und Luft hat des Menschen Auge Tausende und Abertausende von Lebewesen entdeckt, die Anfangsglieder jener Jahrtausenden langen Entwicklungskette, in der sich alle Lebewesen aneinanderschmiegen, und deren letztes Glied, das Tier der Tiere, der Mensch ist. Das letzte Produkt der bisherigen Entwicklung, ein Produkt, dessen Werden durch die gleichen Entwicklungseinflüsse bestimmt wurde und noch bestimmt wird, gleich dem Werden irgend eines anderen Lebewesens. Der König dieses Planeten, der es in eitlem Selbstgefälligkeit liebt, seine bedrohte Majestät in die nebelhaften Regionen des „Menschenreiches“ zu flüchten, dem so lange aus nur zu begreiflichen Gründen gepredigt wurde: im Mittelpunkt der ganzen Welt steht der Mensch; für ihn und nur für ihn ist sie erschaffen worden; diese „Krone der Schöpfung“ ist in Wahrheit nichts anderes als der Bruder seiner „Brüder im stillen Busch, in Luft und Wasser.“ Mögen über solche, naturwissenschaftlicher Erkenntnis im vergangenen Jahrhundert zu dankende Grundwahrheiten noch so viele religiöse, philosophische und soziale Dogmen stolpern und zu Haufen purzeln: die Leuchte, die nun angezündet ward, sie wird zur ewigen Lampe für die Menschheit aller Zeiten werden.

Und doch aus welch bescheidenen Anfängen haben sich diese Naturwissenschaften im neunzehnten Jahrhundert zu so strahlender Blüte entwickelt! Wie übel stand es vor verhältnismäßig kurzer Zeit selbst noch um die einfachsten: die beschreibende Tier- und Pflanzenkunde! Schon auf einem kurzen Spaziergange durch die mittelalterliche Tierkunde wird man seine helle Freude an dieser „Wissenschaft“ haben.

Da liegen vor mir ein paar großmächtige Folianten, in Schweinsleder gebunden, mit großen Schlössern, in Lettern gedruckt, die auch ein Blinder mit dem Stoß fühlen könnte. Gewichtige Gelehrsamkeit modert darin: allein des alten Salomon Geßners Tierkunde mag wohl einen — halben Zentner wiegen. Graben wir nun aus. Zunächst die kurzweiligen und doch oft recht langweiligen Titel: da ist der „Phylogogus“, eine von unbekanntem Verfasser im 12. Jahrhundert edierte Tierkunde der Bibel,

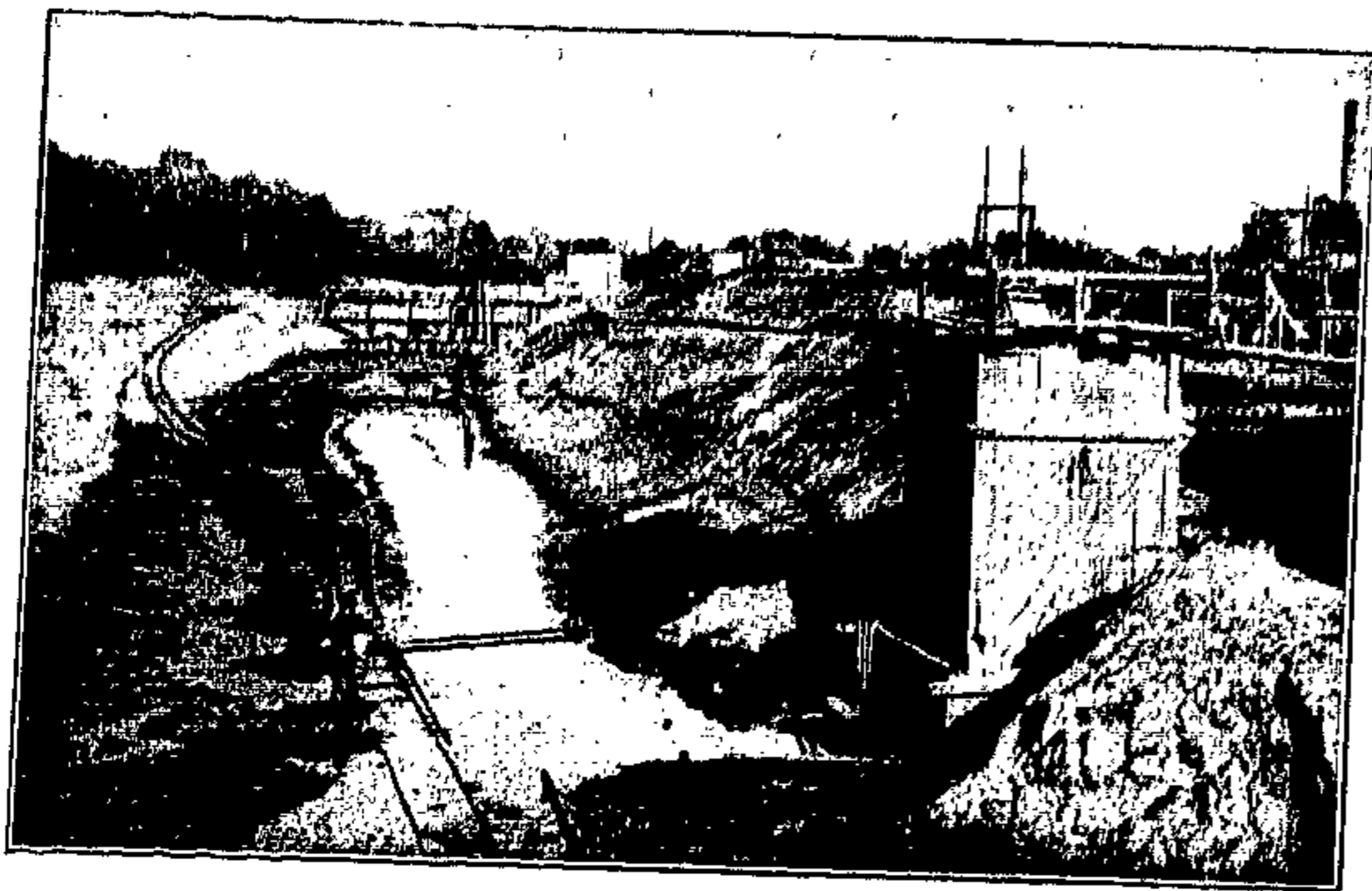
zu größerer Erbauung bisweilen im Versmaß geschrieben. Da ist, aus der Mitte des 13. Jahrhunderts stammend, des Dominikanermönches und Taufendfassa Albertus Magnus naturwissenschaftliches Hauptwerk: „De animalibus“, „Ueber die Tiere“. Es folgt ein naturwissenschaftliches Kompendium, der „Ortus sanitatis“, „Der Born des Heils“, den der berühmte arabische Arzt Ibn Sina schrieb, und der vom Geheimsekretär Kaiser Friedrichs III. Aeneas Sylvius Piccolomini, dem späteren Papst Pius II., ergänzt und „verbessert“ wurde. Da ist vor allem das Werk Salomon Geßners, des „Vaters der deutschen Naturwissenschaft“, und hier kann ich es mir nicht versagen, den ganzen Titel hinzuzufügen. Geßner unterscheidet zuvörderst: Fische, Vögel und Tiere, d. h. Vierfüßler; natürlich schrieb er in der Sprache der Gelehrten: Latein. Aber sein Werk erschien recht bald der Mitwelt doch von zu großer Bedeutung, und so machte sich ein Dr. Forer darüber her und übersehte es ins Deutsche. Da heißt nun der Titel: „Tierbuch, das ist ein kurze Beschreibung aller vierfüßigen Thieren, so auff der erden und in wassern wohnend, sampt ihrer waren contrafactur (Abbildung): alles zu nutz un gutem allen liebhabern der Künsten, Arbeten, Malern, Wildschneidern, Weydenten und Köchen, gestellt. Erstlich durch den hochgelehrten herren D. Eurrat Geßner in Latin beschriben, jekunder aber durch D. Eurrat Forer zu mereren nutz aller menstlichen in das Teutsch gebracht, und in eine kurze komliche ordnung gezogen.“ Kurz ist der Titel ja nicht, aber er verrät auch dafür all die Herrlichkeiten und den Zweck dieses Buches. Kerzte, Maler, Wildschneider, Jäger und Köche sollen es lesen; und in der Tat gibt Geßner fast bei jedem Tiere, wie wir später hören werden, ganz genau an, „was nutzbarkeit“ von dem betreffenden Tiere komme, „so in der arkney, so in andern selen“.

Doch beginnen wir unsere Ausgrabung. Den Vortritt soll der „Physiologus“ haben, sintonalen er sich mit den Tieren der Bibel beschäftigt. Er erzählt vom Löwen: „Der Löwe ist nach der Geburt drei Tage lang wie tot; dann haucht ihn sein Vater an und belebt ihn.“ Vom Panther: „Der Panther ist blind, hat einen dreitägigen Schlaf, erwacht mit einem furchtbaren Gebrüll und verbreitet alsdann einen so angenehmen Geruch, daß alle Tiere zu ihm kommen. Nur der Drache ist sein Feind.“ Von dem Drachen soll uns nachher der „Ortus sanitatis“ noch einiges berichten. Hier stehe vorerst ein Stücklein von dem Einhorn. „Das wunderbare Einhorn legt sich in den Schoß einer reinen Jungfrau, wo es einschläft und alsdann von den Jägern gefangen und getötet wird.“ Diesem Einhorn, das natürlich nie existiert hat — das im Mittelalter so berühmte, wunderthätige „Horn“ hat sich längst als Stoßzahn des Narwals entpuppt — widmet gleichfalls Freund Geßner noch sieben Seiten in seinem Werk und bildet es auch ab, obschon er sagt, daß „derselbigen thieren in Europa keins nie kommen“. Der Verfasser unserer biblischen „Naturgeschichte“ versagt es sich auch nur ungern, moralische Belehrungen in seine Schilderung einfließen zu lassen. Aus des Dominikaners Albertus Magnus „De animalibus“ will ich lieber hier nichts in mein geliebtes Deutsch übertragen. Ich möchte sonst vielleicht wegen Verbreitung unzüchtiger Schriften auf die Anklagebank kommen. Man war damals noch natürlicher als wir es jetzt sind, — und besonders in der Naturgeschichte. Ich will nur erwähnen, daß dieser „Doctor universalis“, dieser der Zauberei verdächtige Bischof von Regensburg behauptet, mit eigenen Augen gesehen zu haben, wie Pferdehaare im Wasser lebendig wurden; wie ein zweibeiniger Bock auf seinen beiden Vorderbeinen dahingaloppierte und das hein-

lose Hinterteil dabei allen physikalischen Gesetzen zum Spott hoch in die Luft erhob. . . .

Wir wenden uns zu den Stöcklichkeiten, die sich im „Ortus sanitatis“ bergen. Der Drache, erfahren wir da, lebt vornehmlich „dahinten“ in Indien. Er ist so groß und stark, daß er Elefanten wie Streichhölzer zerknickt. Vom feurigsten Temperament, hält er sich gern in Höhlen und kühlen Kellern auf. In seinem Kopfe trägt er einen wunderkräftigen Stein; den kann man aber nur erlangen, wenn man ihn dem lebenden Tiere raubt. Am Kopfe des getöteten Drachen ist der Stein zerschmolzen. Ein merkwürdiges Tier war ferner die „Amphistorna“, eine Schlange mit zwei Köpfen, von denen der eine am Schwanz saß. Wenn diese Amphistorna ihre Eier ausbrütete, so mußte allemal ein Kopf Wache halten. Ward er müde, so zischelt er dem anderen Kopf zu, er solle erwachen, und begab sich nun seinerseits zur Ruhe. Der Mensch aber, der diese Amphistorna sah oder zischen hörte, mußte auf der Stelle sterben. Vom Pafiliken erzählt uns das Werk, daß er aus einem, von einem alten Habne (!) gelegten Ei entstände. Dieses Ei wird von einer Schlange in einem Dunghaufen bei glühender Sonne ausgebrütet. So ist denn auch naturgemäß der Basilisk ein Ding halb Hahn, halb Schlange. Wer den Pafiliken sieht oder hört, wird wasserflüchtig und stirbt. Stöcklich ist der Bericht über das Familienleben der Pelikane. Im ganzen Mittelalter war, nebenbei bemerkt, der Pelikan ein Symbol Christi; auf bildlichen Darstellungen solcher Art ist die Dornenkrone das Nest dieses absonderlichen Vogels. Die Pelikane, weiß der nachmalige Papst Pius II. zu erzählen, leben in den Niederringen des Nils. Sie vermehren sich ungemein rasch, und sobald die junge Brut flüchtig geworden ist, versucht sie das Elternpaar aus dem zu engen Nest zu drängen. Das mißlingt ihr aber, und in dem wilden Kampfgetümmel werden die vorwitzigen Jungen getötet. Drei Tage lang betteln die Eltern den Tod ihrer Sprößlinge, dann aber reißt sie sich mit dem Schnabel die Brust auf: das warme Blut strömt über den Leib der Toten, und siehe da, sie werden wieder lebendig. Kein Zwist stört hinfort mehr das friedliche Familienleben. Eine ganz heimliche Bestie muß, dem „Ortus sanitatis“ zufolge, der Maricomorin gewesen sein. Von der Größe eines Löwen, hatte er Beine und Krallen dieses Raubtieres, dazu aber einen menschlichen Kopf, im Munde drei Reihen Zähne und als Schwanz eine Schlange; von Farbe war er rotbraun. Dieses grausige Ungeheuer verstand sich meisterhaft darauf, die menschliche Stimme nachzuahmen. So lockte es Unbesonnene herbei, um sie alsbald mit Haut und Haaren zu verschlingen. Im Meere vertrat die heilige Hermadad der Fisch Piteron. Er trug einen Brustpanzer, einen Helm mit Visier und einen Schild. Polizei war im Ozean notwendig; denn es gab da so manchen Bösewicht, wie beispielsweise den Pocha oder Seerochen, der, ein wahrer Mauthart, sein Weib tötete, sobald er seiner überdrüssig, um dann ein zweites, ein drittes u. s. w. heimzuführen. Auch kannte man im Meere ein regelrechtes Staatswesen, das der Delphine. Sie hatten einen König, Adel, andere Stände, eine soziale Gliederung mit allerlei Vorrechten der einen auf Kosten der anderen. Starb ein Delphin, so wurde er unter dem Trauergelächter der Verwandten, Freunde und Bekannten abseits vom Getümmel der Fluten feierlich bestattet. So berichtet Aeneas Sylvius Piccolomini. Freund Geßner aber weiß es schon besser. Nach ihm fühlt der Delphin, der „Fürst des Meeres“, den Tod herannahen und so „wirft er sich auf das sandhärtauf zu sterben, damit er mit unbestattet, sondern von dem wasser oder von den menschen mit sand begraben werde.“

(Fortsetzung folgt.)



Ausichtung des Kanalbettes bei Steglitz.

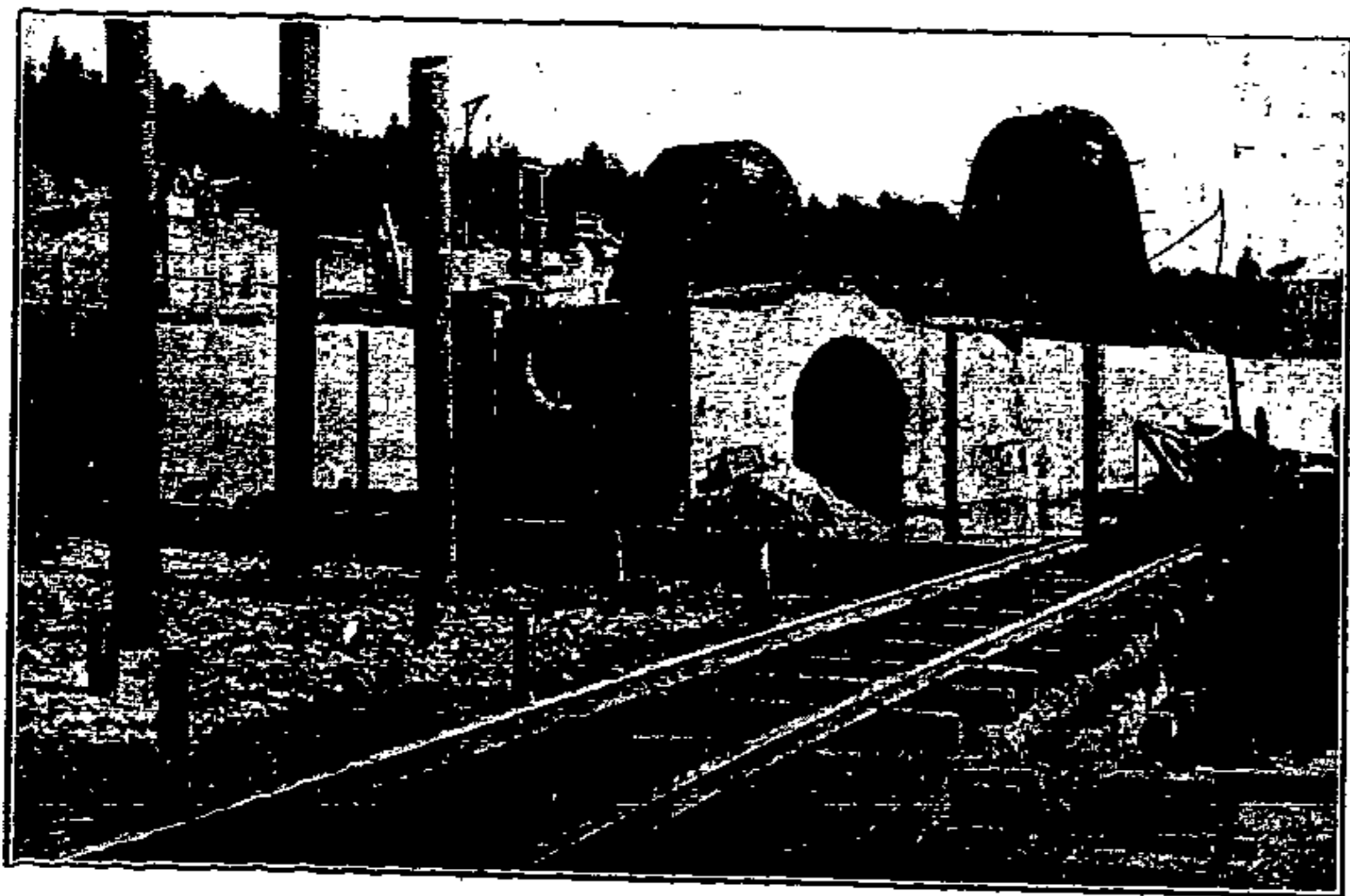
Der Teltow-Kanal.

Von Paul John.

Unser geographischer Schematismus will es, daß man die Flußläufe einteilt in Haupt-, Neben- und Seitenflüsse, von denen wir unwillkürlich nur den Hauptflüssen einige Bedeutung zusprechen. So kommt es, daß der mit den wirklichen Verhältnissen nicht Vertraute leicht geneigt ist, den märkischen Gewässern, welche man ihrer Lage wegen den Hauptflüssen nicht zurechnet, eine größere wirtschaftliche Bedeutung abzusprechen, daß er aber vor allen Dingen nicht erwartet, bei ihnen als Naturfreund auf seine Rechnung zu kommen. Der Eindruck, den die in Berlin durch künstliche Einengung grausam verschandelte Spree macht, scheint dieser Meinung recht zu geben. Eine Tour von einigen

Stunden aber Spreeaufwärts oder Havelabwärts wird den Zweifler schnell über die wirkliche Bedeutung dieser Wasserstraßen belehren.

Die Havel besitzt nicht die aristokratische Schönheit des Rheines, der Kraft und Frohsinn vereint, während in seinen Wellen sich Raubschlösser und Weinberge spiegeln. Breit und satt dehnt sie sich in dem Bette, das ihr vor Jahrtausende diluviale Wasser gruben, als sich noch Weichsel und Oder in der Gegend des heutigen Havelberg vereinten und durch das Bett der Unterelbe ihre an den Amazonenstrom erinnernden Wassermengen der Nordsee zuführten. Wie ein fatter Bourgeoispröbbling wälzt sich die von Geburt eigentlich nur schwache Havel in dem ererbten gewaltigen Bette, und nicht reißige Burgen, sondern Lustschlösser und schöne Villen säumen ihre Ufer ein, die Ruhefide der Bourgeoisie, die es „nicht mehr nötig hat“.



Mittelmauer der Kanalschleufe mit den Wasserumläufen.

und ebenso groß war die Zahl der Berlin verlassenden Schiffe. Die Zahl der zu Berg ankommenden Güterdampfer betrug in demselben Jahre 950 (sie kamen meist von Stettin und Hamburg), die der zu Tal ankommenden (von Schlessien her) nur 92.

Unendlich größer hingegen war aber die Zahl der Segelschiffe, von denen zu Berg 21215, zu Tal 15057 ankamen. Dazu die große Zahl der Berlin auf dem Wege Hamburg-Breslau oder umgekehrt passierenden Schlepper, Güterdampfer und Segelschiffe. Es sei hier eingeschaltet, daß es sich bei den in der Statistik als Segelschiffe aufgeführten Fahrzeugen meist um

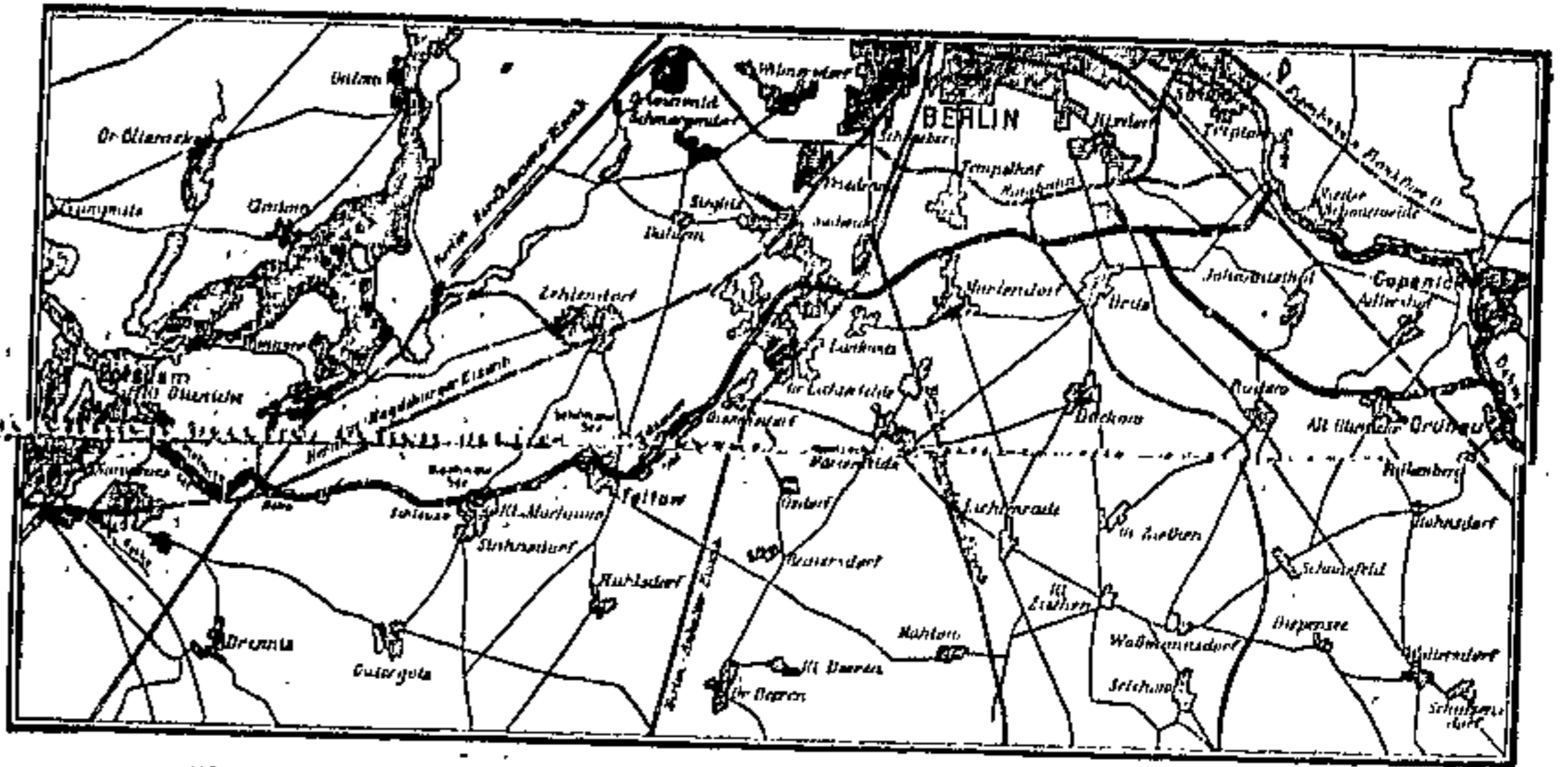
geschleppte handelt. Die Segelschiffahrt, die auf den märkischen Wasserstraßen früher eine große Rolle spielte, ist durch den Ersatz der Klappbrücken durch feste und durch Neuanlage zahlloser massiver Brücken sehr zurückgegangen. Die technische Entwicklung durch Einführung des Dampfes hat dabei nur eine untergeordnete Rolle gespielt, da der Massengüterverkehr in der Schiffahrt auf schnelle Beförderung weniger Anspruch macht und überdies ein guter Segler so rasch fährt wie ein Schleppzug.

Der Verkehr auf den märkischen Wasserstraßen ist größer, als der auf der Elbe, der Hafenerkehr in Berlin umfangreicher, als der an irgend einem Elbeplatze, den Binnenverkehr Hamburgs nicht ausgeschlossen. Nur einige Rheinhäfen können an Bedeutung mit dem Berliner Verkehr verglichen werden. In Berlin kamen im Jahre 1904 zu Berg 24313 beladene Schiffe mit 3808000 Tonnen Ladung an; die Zahl der zu Berg gehenden beladenen Schiffe betrug zu derselben Zeit in Hamburg nur 13882 mit 2392000 Tonnen. Zu Tal kamen 1904 in Berlin an 13660 beladene

ist die Havel der geniesende Bourgeois unter den deutschen Flüssen, so ist die Spree der vollendete Prolet. Überall Arbeit, an und auf dem Flusse. Durch die ganze Länge von Berlin sieht man am Ufer Lastkahn neben Lastkahn liegen, dazu außerhalb der Weichselgrenze Fabrik neben Fabrik. Und auf dem Flusse folgen sich Schleppzug auf Schleppzug. Im vergangenen Jahr kamen auf der Spree zu Berg 8282 Schleppdampfer an, zu Tal gar 11169,

Lastschiffe mit 2844000 Tonnen Ladung gegen 16297 Schiffe mit 1965000 Tonnen Ladung in Hamburg. Das Verhältnis zwischen Schiffszahl und Tonnenzahl zeigt auch, daß die märkischen Wasserstraßen in bezug auf die Schiffgröße sehr leistungsfähig sind; die Havel bis Spreekanal vermögen liberal das 64 Meter lange und 8 Meter breite 600-Tonnenschiff zu tragen und bieten durchweg eine Fahrwassertiefe von mindestens 2 bis 2,50 Meter. Leider sind die meisten Brücken ohne jede Rücksicht auf die Schiffahrt gebaut und nur für 3,50 Meter hohe Fahrzeuge passierbar. Unter den angekommenen Gütern bilden Baumaterialien über 50 Prozent, ihnen folgen Steinkohlen, Holz und Getreide. Ausgeführt werden überwiegend Holzwaren und Möbel, Instrumente und Maschinen, Fässer und Kisten.

Die Spree zeigt sich auch in anderer Beziehung als nur auf die Arbeitsamkeit als Prolet. Sie hätte sich gleich der Havel ausbreiten und durch das von der diluvialen Oder geschaffene Hlogau-Baruther Tal auf bequemem Wege der Elbe ausfließen können; statt dessen brach sie sich charaktervoll selbst einen Weg durch die höher gelegene Spreeplatte. Auch die vielen Kinder der hat sie mit dem Proletariat gemeinsam. Im Spreewald wimmelt es von ihren Spröcklingen, die da durch Wald und Wiese sich hinschlingeln, und bis an die Mündung hin verliert sie die Neigung nicht, kleine Nebenarme zu entsenden.

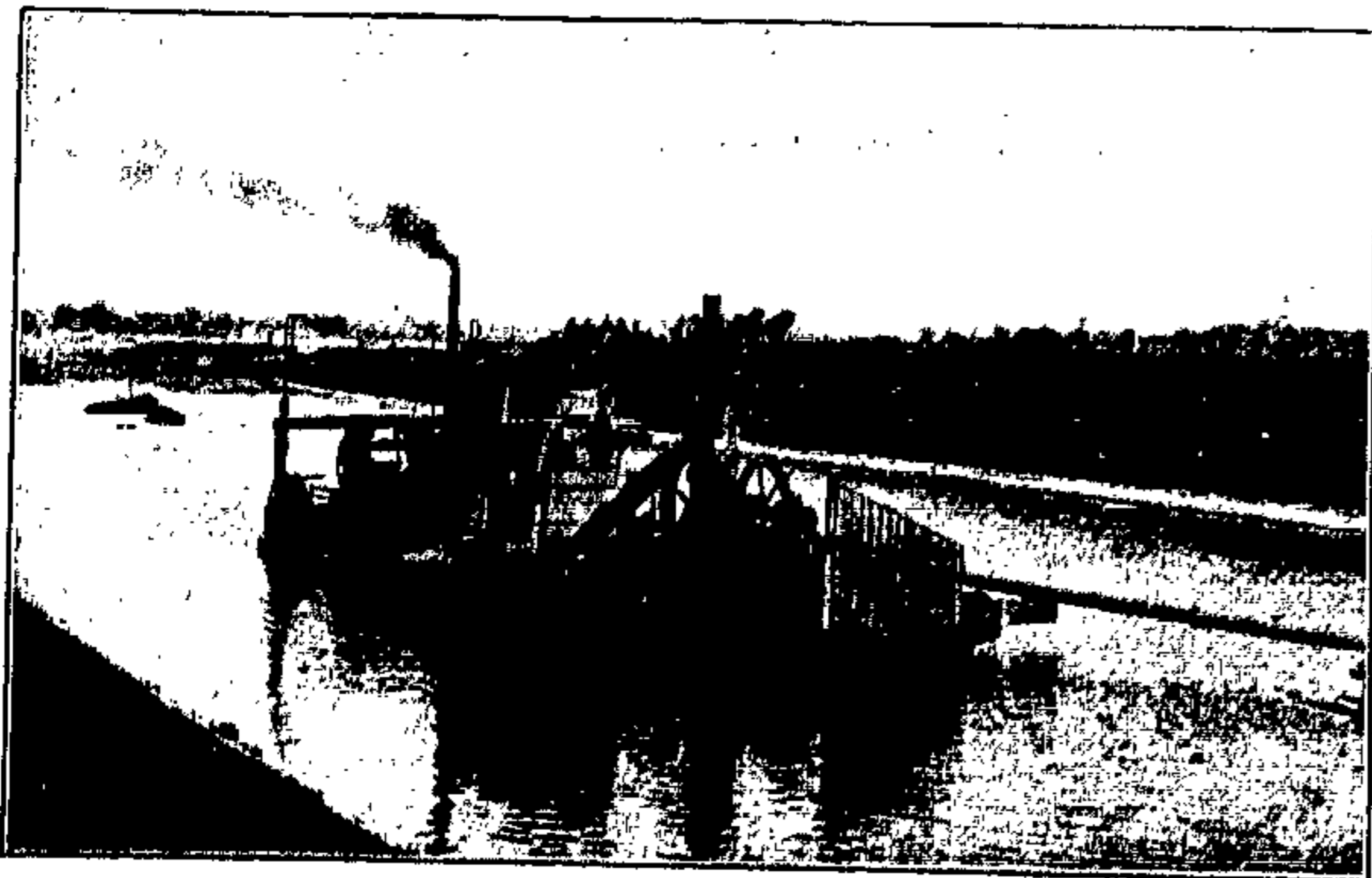


Übersichtsplan des neuen Teltow-Kanals und seiner Umgebung.

Sogar ein Adoptivkind hat sie sich zugelegt in der Dahme oder der wendischen Spree, der sie vom Dämeritzsee aus durch den Gofener Graben ihr eigenes Wasser zur Verstärkung schickt, so daß das Angenommene bei Köpenick, wo es sich in die Arme der Pflegemutter stürzt, fast stärker ist, als diese selbst. Wie so oft ist das adoptierte das einzige Kind, daß der Mutter die Last etwas tragen hilft. Durch die Dahme und einen abgrabenen Kanal, nicht durch die Spree selbst, erstreckt sich zwischen Köpenick und Fürstentwale die sogenannte Spree-Oder-Wasserstraße.

Diese Dahme nun in der Gegend zwischen Köpenick und Grünau und die Havel bei Mienicke verbindet der neue Teltow-Kanal.

Unsere Kartenskizze zeigt seinen Verlauf im Süden von Berlin. Er wird in der Hauptsache der durchgehenden Schiffahrt zwischen Elbe und Oder dienen, deren Weg er um etwa 15 Kilometer abkürzt. Aber wichtiger als diese Abkürzung ist, daß er nur eine einzige Schleuse in Machnow besitzt, während der Schiffer auf der Fahrt durch Berlin zwei Schleusen passieren muß. Dann in Berlin die Brücken, die nicht die geringen Brücken! Auch über den Kanal und seine Ausläufer führen nicht weniger als 62 Brücken; 8 Eisenbahnen, 11 Chausseen, 35 andere Wege und Straßen und 8 Reinpfade übersetzen denselben. Sämtliche Brücken haben eine Durchfahrtsöffnung von mindestens 20 Metern und eine Höhe von 4 Metern auf 18 Meter Breite, auch beim höchsten Wasserstande. So können sich auf dem Kanal selbst unter den Brücken zwei 8 Meter



Schlammgrabber in Tätigkeit im früheren Schönow-See.

breite Schiffe bequem ausweichen. Zu dem verkürzten Weg, der eine Zeitersparnis von etwa drei Stunden bringt, kommt eine verringerte Wartezeit vor der einen Schleuse. Auf der Fahrt durch Berlin haben die Schiffer nicht nur einen größeren Zeitverlust durch das Schleusengeschäft selbst, sondern vor jeder Schleuse muß das Fahrzeug oft einen halben Tag liegen und warten, bis es an die Reihe zum Durchschleusen kommt, weil Dampfer und geschleppte Fahrzeuge ihr sogenanntes „Vorischleuse-Recht“ benutzen, an den wartenden Schiffen vorbei in die Schleusenkammer zu gehen. Die Zeitersparnis bei Benutzung des Kanals stellt sich also praktisch fast auf einen ganzen Tag.

Die Abmessungen des Kanals sind die der sogenannten Großschiffahrtswege in der preussischen Monarchie: 20 Meter Schleusenbreite und 2 bis 2,50 Meter Tiefe, so daß auch auf ihm 600-Tonnen-Schiffe bequem verkehren können.

Die einzige Schleuse bei Mächnow hat zwei Kammern, die so gebaut sind, daß sie entweder jedesmal ein 600-Tonnenschiff oder zwei nebeneinanderliegende je 4½ Meter breite Finowfähnen aufnehmen können. Die Kammerbreite beträgt nämlich 9,60 Meter. Das Wasser läßt man beim Durchschleusen nicht sofort in die untere Haltung des Kanals fließen, sondern zunächst durch sogenannte Umläufe aus der gefüllten Schleusenkammer in die leere. Erst wenn der Wasserstand beider Kammern gleich hoch ist, öffnet man in der Kammer, in welcher sich ein auf der Talfahrt befindliches Schiff befindet, die Schützen nach der unteren Haltung des Kanals. Auf diese Weise wird jedesmal die Hälfte des Wassers gespart, resp. dasselbe hebt, statt nutzlos davon zu fließen, zunächst die aufsteigenden Schiffe in der zweiten Kammer. Eigenartig, wie die ganze Anlage, ist auch der Abfluß der Schleuse gegen den Kanal, die Tore werden nicht aufgeklappt, sondern durch eine Maschinenanlage soweit in die Höhe gehoben, daß die Schiffe die Einfahrt in die Schleuse passieren können. Diese besondere Konstruktion soll die Tore fähiger machen, den Druck des sich hinter ihnen 2¼ Meter hoch aufstauenden Wassers zu ertragen.

Der Bau des 37,2 Kilometer langen Kanals und seiner bei Britz sich abzweigenden, 3,7 Kilometer langen Verbindung mit der Spree bei Nieder-Schöneweide war geradezu eine Schule für die Kanalbaukunst.

Von Glienicke an bis nach Steglitz folgt der Kanal dem Bäckethal. Auf Lehm und Ton

gefährliche Arbeit. In den Seen, die der Kanal durchschneidet, konnte man zur Herstellung der Fahrtrinne einfach einen der bekannten Dampfbagger verwenden, wie ihn die Abbildung „Schlammgrabber in Tätigkeit im früheren Schönow-See“ vorführt.

Von Steglitz bis Britz durchbricht der Kanal die lehmige und hügelige Spreepflanze, die zwar

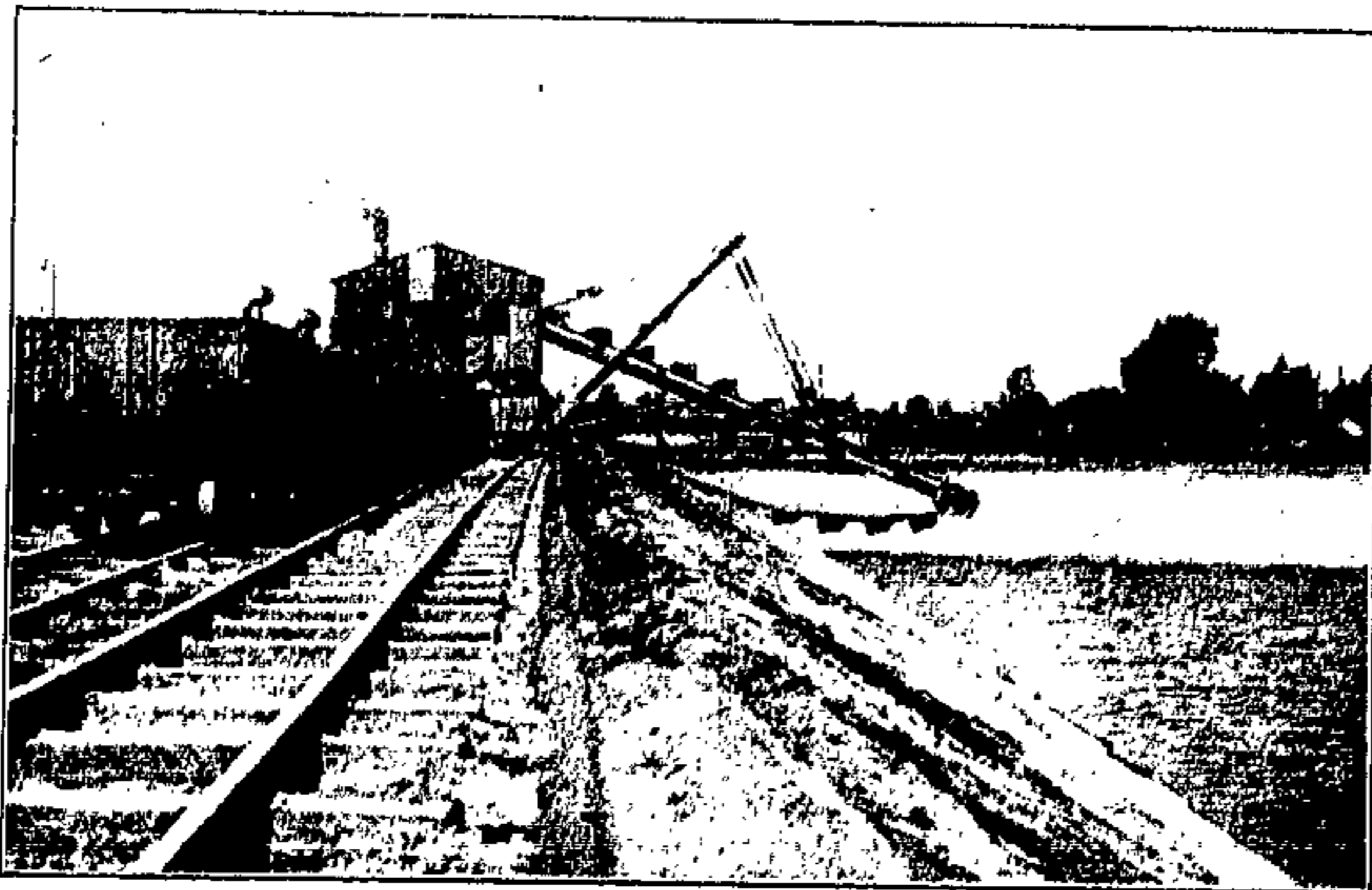
hat sich in diesem eine bis 17 Meter tiefe Sumpfschicht aufgebaut, die ein Ausheben des Kanalbettes unmöglich machte.

Wo die Leinpfade sich hinziehen, mußten hier Dämme aus Sand aufgeschüttet werden. Der versinkende Sand drängte den Moorboden empor, den man dann mühsam entfernen mußte. Unsere Abbildung „Ausrichtung des Kanalbettes bei Steglitz“ zeigt diese ebenso mühevollen wie

sanischer Geschwindigkeit zu riesigen Industriorten entwickelt. Die hochragenden mächtigen Kiefern haben höherer Kiefern-schlotten Platz machen müssen; wo einst Liebespaare einsam und still dahinwanderten, stampfen die Maschinen, Stachelwerke, Elektrizitätszentralen, riesige Maschinenfabriken, chemische Fabriken, Petroleumtanks, Brauereien wechseln in buntem Gemisch. Beherrscht wird diese moderne Cycloperwelt anscheinend von den alles überragenden Anlagen der Allgämeinen Elektrizitäts-Gesellschaft. Zwar schleppen durch die mit Schienen belegten Straßen dieser Fabrikstadt ständig elektrische Lokomotiven stehlen-, Holz- und Erzwaggons von der Bahn und fertige Produkte zur Bahn; aber keine Eisenbahnanlage der Welt könnte hier den gestellten Anforderungen gerecht werden, ohne die Mithilfe des Flusses. Auf ihm kommen die Kiesenmengen schlesischer und englischer Stahle heran. Er führt das Erz zu, die Verge von Gerste für die Brauereien, die fremden Farbhölzer, die Delmenen für die chemischen Fabriken und die Lauffanlagen. Und auf dem Flusse verlassen die fertigen Produkte wieder die Stätte ihres Werdens, schwimmen hinab in die Seehäfen, um dort im Wauche der Dampfer zu verschwinden als beträchtlicher Teil unserer deutschen Ausfuhr: Zeugen vom Fleiß unserer deutschen Arbeiter und wegen ihrer Willigkeit zugleich von der schlechten Entlohnung derselben.

Zweitens diese Fabrikanlagen an der Spree bisher Wasserverkehr nach der Elbe zu oder von dort hatten, wird auch dieser in Zukunft den Teltowkanal benutzen, was durch die Abgabelung des Kanals bei Britz möglich gemacht ist. Die beiden Strecken von Britz bis Nieder-Schöneweide und Grünau sind in das Spreetal eingeschnitten. Der Boden zeigt hier an der Oberfläche feinen Sand, der nach unten hin allmählich grobkörniger wird und auf dem ganz zu unterst liegenden Lehmboden zwischen 5 und 10 Meter Tiefe als Kieselschicht aufliegt. Diese Sandschicht zu bewältigen, vermochte man mit dem gleichfalls auf einer Abbildung gezeigten Trockenbagger.

Die Brücken wurden durchweg vor Aushebung des Kanalbettes im Trocken gebaut. Viel Schwierigkeiten machten dabei die Eisenbahnüberführungen, derentwegen man, um den Verkehr nicht zu unterbrechen, zunächst provisorische Weisverlegungen vornehmen mußte, um dann ungestört im eigentlichen Zuge der Bahn die Brückenbauten herstellen zu können.

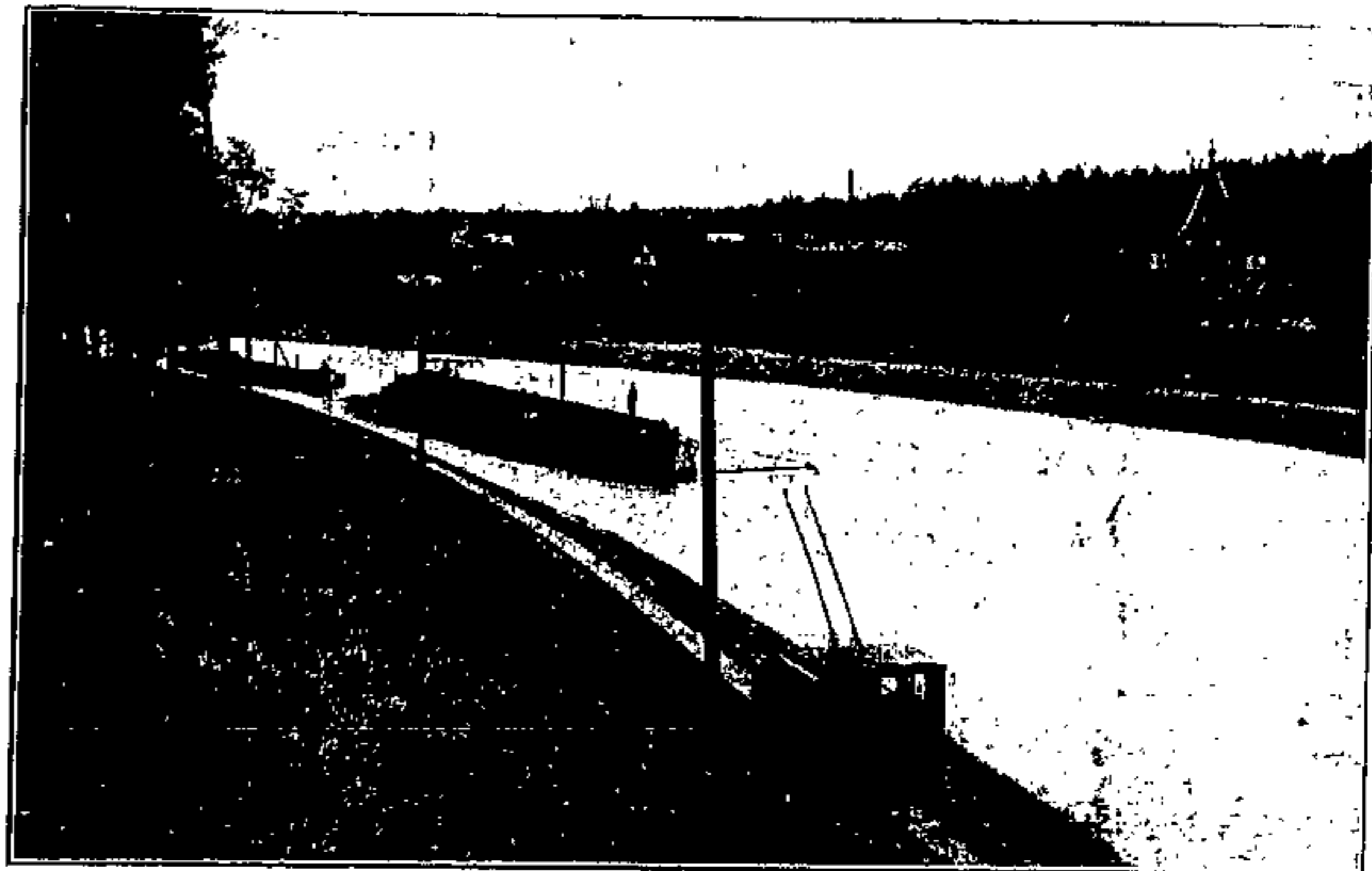


Trockenbagger in Tätigkeit bei Britz.

bedeutende, aber ungefährliche und verhältnismäßig bequeme Bodenbewegungen notwendig machte.

Der Stichkanal von Britz nach Nieder-Schöneweide, der auf der Kartenskizze so recht den Eindruck des Nebenächtlichen macht und etwa so wirkt, wie eine Darstellung des sogenannten Wurmfortsatzes am menschlichen Darm, ist für die Rentabilität des ganzen Werkes von ungeheurer Bedeutung.

Während nämlich der Kanal ohne diese Seitenabzweigung nur den Berliner Durchgangs-Verkehr an sich ziehen würde, führt ihn diese auch einen erheblichen Teil des Ortsverkehrs zu. Die ehemals still und idyllisch in den Wäldern vergrabenen Ortschaften Ober- und Nieder-Schöneweide, die nur verstoßen aus dem Holz heraus auf den leise dahingleitenden Fluß lugten, haben sich mit ameri-



Elektrische Treidelei auf der fertigen Kanallstrecke.

Nach die Schlenze bei Machnow wurde natürlich nicht nach Vollendung des Kanalbettes, sondern, wie die Abbildung, „Mittelmauer der Kanalschlenze mit den Wasserumläufen“, erkennen läßt, im Trockenen gebaut, und ihr das Wasser später zugeführt.

Unsere anderen beiden Illustrationen zeigen den Kanal nach seiner Vollendung.

Durch die Mündung des Kanals (Abbildung auf der Titelseite unseres Blattes) fällt der Blick auf die Glienicker Lake, eine Havelbucht, die den Kanal mit der eigentlichen Havel verbindet. Schließlich zeigt noch eine Illustration die elektrische Treibeisbahn auf dem Kanal. Die im Vordergrund in allen Einzelheiten deutlich erkennbare elektrische Lokomotive schleppt hinter sich einen Vierhundert- und einen Zweihundert-Tonner. Kein Fahrzeug darf auf dem Kanal eine andere Triebkraft benutzen, als diese von der Kanalbauverwaltung gestellte; selbst Dampfer müssen sich geduldig an die Schlepplokomotive hängen lassen. Die Verwaltung schlägt dabei zwei Fliegen mit einer Klappe: einmal sichert sie durch die Schleppgebühren die Rentabilität des Unternehmens und dann schützt sie den Kanal vor Beschädigungen. Ein moderner Dampfer pflegt auf der langsamen Fahrt, welche die Enge des Kanalbettes schon allein vorschreibt, zwar keine Wellen zu verursachen, die der Anlage gefährlich werden könnten, desto gewaltiger ist aber die Wir-

kung des sogenannten „Sogs“, den Maschinen von 2—300 Pferdekraft verursachen, wenn sie ein Gewicht von 3000 Tonnen im Wasser vorwärts bewegen sollen. Wer einmal Gelegenheit hat, auf einem Dampfer ein kanalartig enges Fahrwasser zu passieren, wird sehen, wie sich der Wasserpiegel vor dem Schiffe senkt, hinter dem Schiffe, je nach der Stärke der Maschinen, hebt. Die Schrauben saugen den Kanal vor dem Schiffe leer und stauen das Wasser hinter dem Schiffe auf. Diese raschen Schwankungen des Wasserspiegels wirken auf die etwa nicht besonders befestigten Ufer geradezu verheerend. Dazu wählen die Schrauben den Grund auf und bringen so die haltlos gewordenen Seitenwände des Kanals ins Nachgleiten. — Von allen diesen Nachteilen hat die Treibeislokomotive nicht einen; sie arbeitet am Ufer, auf festem Boden, und die Wellenbewegungen der von ihr geschleppten Schiffe ist beinahe belanglos. —

Der Kanal, dessen Eröffnung in den nächsten Tagen mit dem üblichen feierlichen Pomp vor sich gehen soll, hat eine Bauperiode von beinahe 5½ Jahren erfordert. Natürlich hat man die ursprünglich geschätzte Bauzeit weit überschritten, ebenso auch den Kostenvoranschlag von 25¼ Millionen Mark.

Alle Kosten hat der Kreis Teltow ohne jeden Zuschuß aus eigener Kasse gedeckt; den Nutzen werden — wie kann das anders sein — in der Hauptsache wenige Kapitalisten davontragen.

Schon jetzt hat eine wüste Bodenspekulation rechts und links vom Kanal eingesetzt. Als der Kreis selbst sich genötigt sah, sein Projekt an einer Stelle etwas zu erweitern und einen am Kanal liegenden Landstreifen hinzuzukaufen, mußte er — der Kanal war noch im Bau! — den erhöhten Spekulationspreis zahlen. Um die 5 Häfen des Kanals herum, die mit Eisenbahnan schlüssen versehen sind, ist alles Land in festen Händen. Zahlreiche Fabrikanlagen sind geplant oder werden gebaut.

Die Arbeiterschaft hat bis jetzt wenig Segen von der Anlage gehabt. Gergestellt wurde der Kanal zumeist von schlecht bezahlten polnischen, böhmischen und italienischen Arbeitern, die in elenden Bäckern wohnten und bei ihrem geringen Kulturniveau, ihrer niedrigen Bildung und ihrer aus diesen Ursachen resultierenden Neigung, den Schnaps fester Nahrung vorzuziehen, vielfach eine Gefahr für die Bewohner des Gebietes bildeten, das der Kanal durchzieht.

So können wir selbst ein großes Kulturwerk wie dieses im Gegenwartsstaat nicht mit reiner Freude bewundern. In den Freudenlehren fällt, so lange die kapitalistische Wirtschaftsordnung existiert, immer ein Wermutstropfen: die Provinz Brandenburg ist um eine schöne, leistungsfähige Wasserstraße und der Kapitalismus um ein Spekulationsobjekt, um ein neues Instrument zur Ausbeutung reicher. —

Maria und Joseph.

Eine Geschichte aus dem Wald. Nach dem Leben erzählt von H. Ger.

(Schluß.)

Bei schönem klarem Wetter traten wir am folgenden Tage unseren ersten Schulgang im neuen Jahre an. Ich war zeitig zur Stelle, um das Kreuz aus dem Abtritt zu nehmen, fand es dort aber nicht vor. Es lag schon an seinem gewöhnlichen Platze.

Der Lehrer kam bereits vor Beginn der Schulstunde. Das war ein schlimmes Zeichen. Er schloß sofort seinen Schrank auf, holte den schweren kantigen Weißbuchenstab heraus und legte ihn auf das Pult. Das war ein noch schlimmeres Zeichen. Es wurde das Morgenlied gesungen und das Gebet gesprochen. Der Lehrer bat Gott inbrünstig, daß er seinem Arm Kraft und Stärke geben möge, um die Jugend in rechter Zucht und christlichem Wandel zu erziehen.

Das Wetter brach los. „Das alte Jahr,“ sagte der Lehrer laut und feierlich, „hat mit einer unerhörten Freveltat abgeschlossen, begangen von den Schülern, die meine besten sein sollten. Daher muß auch das erste, was ich im neuen Jahre tue, die Sühnung des Frevels sein.“ Damit erhob er den Stock. Ich glaubte, er würde zuerst auf mich zukommen. Doch er schritt zu dem letzten der Kreuzsänger, zu einem von denen, die erklärt hatten, nur aus Kameradschaft die Sache mitzumachen. Ich sollte also von unten auf gerädert werden.

„Warst Du am Sonnabend bei dem Leichenbegängnis?“ fragte der Lehrer den Delinquenten.

„Ja!“

„Wer hat Dich dazu angestiftet?“

„Der Herr.“

„Warum hast Du Dich an diesem Frevel beteiligt?“

Langes Zögern. Endlich: „Nur so!“

Es war heraus. „Nur so!“ Und schon sausten die Hiebe auf den Armen.

Die gleichen Fragen bei dem Zweiten.

„Nur so?“

„Ja!“

Wieder dieselbe Exekution. Und so weiter, bis alle Zwölf abgestraft waren. Dann große Pause zum Atemschöpfen. Nun war die Reihe

am Hauptübeltäter. Langsam kam er auf mich zu.

„Bist Du geständig, als Obmann der Kreuzsänger Deine Mitschüler zu dem Begräbnis am Sonnabend angestiftet zu haben?“

„Ja!“

„Warum hast Du das getan? Auch nur so?“

Die bösen Augen funkelten, mit jeder Frage kam er mir näher.

„Nein!“

„Also warum hast Du dann diesen Frevel verübt und noch andere dazu mit angestiftet?“

Jetzt sollte sich auch mein Schicksal erfüllen. Eine ganze Welt voll Gründe hatte mich zu meiner Handlung bestimmt, und wild wogte und drängte es in meinem Innern. Doch unter der Wirkung des giftigen Basiliskensblickes, der auf mir ruhte und dem Zwange der ganzen Situation, brachte ich richtig nur die Worte heraus:

„Weil's recht war.“

Der Lehrer prallte zurück, sein ganzes Gesicht erschien wie versteinert. Dann schoß er wieder auf mich zu. „Recht?“ Hinter dem Rücken des Lehrers und ohne dessen Erlaubnis und Zustimmung einen öffentlichen Aufzug veranstalten? Recht? Katholischen ohne Erlaubnis der Kirchenbehörde das evangelische Kreuz vorzutragen? Recht! Ohne die Erlaubnis des Herrn Pfarrers eine gottesdienstliche Handlung vornehmen? Recht! Das Heiligste schänden? Recht!“

Länger konnte der Lehrer nicht mehr an sich halten.

Hageldicht fielen nun die aus Leibeskraften geführten Hiebe auf mich nieder. Dann riß er mich von meinem Platze, den ich seit drei Jahren inne hatte, warf mich in die zweite Bank und fragte keuchend: „Was war es?“

Das war die Entscheidung. Ich fühlte deutlich: jetzt mußte ich entweder ducken und mich selbst verachten, oder aufrecht bleiben und tragen, was immer auch kam. Und noch heute freue ich mich, daß ich nicht einen Moment schwankte. Fest und trotzig klang meine Antwort: „Recht!“

Ein paar furchtbare Ohrfeigen und ich flog in die dritte Bank. Meine Bücher konnte ich gar nicht mehr mitnehmen, so schnell erfolgte die Verlesung.

„War es immer noch recht?“

„Ja!“

Jetzt kamen die gefürchteten Kopfnüsse, das Schlagen mit den Knöcheln der geballten Faust auf den Kopf.

Und so ging es weiter Bank für Bank. Immer dieselben Fragen, immer dieselben Antworten. Endlich war ich auf der achten und letzten Bank angekommen.

„War es immer noch recht?“

„Ja!“

Eine neue Tracht und ich mußte auf den letzten Platz der letzten Bank.

Nochmals das gräßliche: „Was war es?“

Nochmals mein festes: „Recht!“

Nochmals Hiebe, Ohrfeigen und Kopfnüsse und ich flog auf den Schandplatz, auf dem sonst nur die Kräftigen und die unverbesserlich Faulen saßen. Tiefer ging's nimmer und mehr Hiebe, als ich bekommen hatte, konnte ich auch nicht erhalten. In zehn Minuten war ich von der höchsten Höhe in die tiefste Tiefe gestürzt.

So lange hatte ich standgehalten, aber nun trat eine furchtbare Reaktion ein: Ich war geschändet! Nie mehr würde ich der erste auf dem Kirchenchor sein, nie mehr das flatternde Schulbanner vorantragen! Was würden meine Eltern sagen!

Die Klasse war mit dem üblichen stummen Entsetzen der Exekution gefolgt. Blicke des Mitleides, aber auch solche des Hohnes und der Schadenfreude fühlte ich jetzt auf mir ruhen.

Im Laufe des Vormittages kam der Prediger. Der Lehrer berichtete, daß er die Übeltäter bestrafte und mit welchem Troß und welcher Verstocktheit ich mich benommen hätte. Der Prediger warf mir einen langen strafenden Blick zu, sagte aber nichts und ging wieder. Wie ich später hörte, war er von der Schule direkt zu meiner Mutter, die allein zu Hause war, gegangen, und hatte ihr von dem Borgesfallenen Mitteilung gemacht. Ich sei sonst stets der beste

Schüler gewesen, hatte er gesagt, bei allen Prüfungen habe er sich davon überzeugt. Aber was nütze alles Wissen dem Menschen, wenn seine Seele Schaden litt! Und die Seele habe offenbar bei mir schweren Schaden gelitten. Er hätte gehört, daß ich Umgang mit den verunglückten katholischen Kindern gepflogen, vielleicht sei das die Quelle des Übels. Auf alle Fälle müsse jetzt Kirche, Schule und Haus zusammenwirken, um den Verirrten wieder auf den richtigen Weg zu bringen. Zeigte ich Reue und gelobte Besserung, dann wolle er sorgen, daß ich bald wieder vom Schandplatz herunter käme.

Endlich war der Unterricht zu Ende. Nochmals Gesang, nochmals Gebet und wir konnten gehen. Schnatternd stob die ganze Schar vor der Thür auseinander. Mir graute vor dem Nachhausegehen.

Plötzlich kam mir ein Gedanke: Nach dem Kirchhof! Jawohl, nach dem Kirchhof! Dort mußte ich mit mir selbst erst ins Reine kommen.

In dem stillen Winkel, am Grabe des Mariete, legte ich mir nochmals die Frage vor: Hatte ich unrecht gehandelt? Und eine Stimme in mir schrie: Nein, und tausendmal nein! Da wurde mir wieder freier und wohler. Den Armen und Elenden hatte ich etwas Gutes erweisen wollen, und das sollte ein Verbrechen sein?

Und plötzlich riß es mich wie mit Gewalt herum und mein Blick haftete auf dem Grabdenkmal, das da vorn so groß und aufdringlich da stand, wie wenn es gar nicht auf den Kirchhof des Walddorfes paßte und auf dem geschrieben stand: „Dem Andenken der hochherzigen Frau Helene Knorr, geb. Freifrau von Schlichtenfels. Die dankbare Parochie Tannenberg.“

Die hatte sich in unserem Dorfe niedergelassen, weil ihr die Aerzte ruhigen Aufenhalt in reiner Gebirgsluft verordnet hatten. Mit reichen Geschenken hatte sie die Kirche bedacht: erst ein neues Altar- und Kanzelstuch, dann massiv silberne Abendmahlsgesetze an Stelle der alten zinnernen, und eine neue Orgel, und schließlich hatte sie noch einen Fonds zur inneren Ausschmückung der Kirche gestiftet.

Aber Großmutter war, als sie von diesen Dingen gehört hatte, furchtbar böse gewesen und hatte gesagt: „Es ist eine ewige Schmach und Schande, daß die Kirche sich von diesem Mensch beschenken läßt. Ihren Mann hat sie betrogen, daß er sich duellieren mußte und im Duell fiel. Ein anderer hat ihrethalben Unterschlagungen begangen, Frau und Kinder verlassen und schließlich als Selbstmörder geendet. In Leipzig hat sie viele Jahre ein vornehmes Haus der Schande gehalten. Wer weiß, wie viele dort um Glück, Ehre und Vermögen gekommen sind. Eine grundschlechte Person ist sie gewesen ihr Leben lang.“

Und bei dem Begräbnis dieser grundschlechten Person mußten nicht nur wir Kreuzgänger mitgehen, sondern auf Anordnung des Herrn Pfarrers die ganze erste Klasse, Knaben wie Mädchen. Und eine lange Lobrede hatte der Pfarrer gehalten. Das war eben ein Begräbnis erster Klasse gewesen, da hatte es fette Sporteln gegeben. Ja, das war es! Wenn die Frau Skatula einen großen Ventel Geld mitgebracht hätte, dann wäre das am Sonnabend ein großartiges Begräbnis geworden, und wenn an jedem Gulden Blut geklebt hätte. Dann würde auch der Pfarrer eine ergreifende Rede über das Schicksal der Kinder gehalten haben. Wer Geld hatte, der war hochangesehen; aber den Armen, und wenn er noch so Kreuzbrav war, trat man mit Füßen. Und wer sich der Armen annahm, dem erging es ebenso.

Wenn ich mir die Sache so überlegte, dann war ja mein Schandplatz, auf dem ich nun saß, eigentlich ein Ehrenplatz. Wer hatte denn darauf geessen? Doch immer nur die Vermissten der Armen!

Die Uhlemanns. Na ja, die hatten die Kräfte. Der Vater war tot und die Mutter hauste mit ihren fünf Kindern in einem kleinen, elenden Loch. Tag und Nacht am Köppelsack. Als man ihr den Arzt ins Haus geschickt und der verlegt hatte, sie solle die Kinder tüchtig abseifen, da hatte sie geschrien: „Ich habe kein Geld zu Brot, wo soll ich Seife hernehmen?“ Wäre es aber nicht viel menschlicher gewesen, wenn man den armen verwahrlosten Kindern im Schulhause einen Eimer Wasser hingestellt und ihnen ein Stück Seife in die Hand gegeben hätte, statt sie Tag für Tag als „Kräbbande“, „Kräbsekte“, „Kräbgesellschaft“ zu beschimpfen und ihnen damit zeitweilig einen Makel anzuhängen!

Und dann die Meinholds. Die waren immer während des Unterrichts, trotz aller Prügel, die sie bekommen hatten, eingeschlafen. Aber die hatten eine böse Stiefmutter, die vom Teufel der Habsucht besessen war, und die sich durchaus so viel ersparen wollte, um in den Besitz des ganzen Hauses, von dem ihr nur fünf Achtel gehörten, zu kommen. Sie darblete sich selbst jeden Wissen vom Munde ab und saß mit den Kindern stets bis lange nach Mitternacht am Nährahmen. So wie die Kinder müde wurden, stach sie die Mutter mit der stets bereit gehaltenen Nadel in Arme und Schultern.

Hätte es sich der Lehrer aber nicht denken müssen, daß, wenn die Kinder täglich einschliefen, das eine besondere Ursache haben mußte? Hätte er es den Kindern an ihren schlaffen Gesichtern, ihren trüben Augen und ihrer müden Haltung nicht ansehen müssen, daß sie überarbeitet waren? Hätte er sich nicht nach den häuslichen Verhältnissen der Kinder erkundigen müssen? Das ganze Dorf wußte es ja, daß die Meinholds ihre Kinder mit Nadelstichen zur Arbeit antrieb und munter hielt. Und wenn schon im Dorfe aus Furcht vor der giftigen Zunge der Meinholds alles feige schwieg, hätte da den gemarterten Kindern nicht wenigstens in ihrem Lehrer ein Schüler erstehen müssen? Statt dessen hatte dieser Unhold sie auf die Schandbank geworfen und ihnen die von der Maffaier zerflohenen Glieder noch braun und blau geschlagen!

Eine heiße Blutwelle stieg in mir auf. Nur ein Wunsch: Groß sein, Mann sein, um den beiden da oben, dem Sportelmann und dem Büchelingsmann, offen die ganze namenlose Verachtung ins Gesicht schleudern zu können, die ich für sie empfand.

Damit war ich fertig. Als gemißhandeltes, gedemütigtes Kind hatte ich mich auf den Kirchhof geschlichen, geistig um Jahre gealtert, hochaufgerichtet, mit festen Schritten, ging ich herunter.

* * *

Derweil saß meine Mutter zu Hause in gewaltiger Aufregung. Nach dem Fortgange des Pfarrers war eine Nachbarin und Gevatterin nach der anderen gekommen, um die von den Kindern aus der Schule nach Hause gebrachte große Menge mit ihr in allen Einzelheiten zu besprechen.

Bald war die Stube voll Frauen, die hin und her stritten. Die einen gaben strikte dem Lehrer und Prediger recht, die anderen meinten, man könne die Sache auch von einer mildereren Seite betrachten; so strenge habe der Lehrer nicht zu strafen brauchen.

Meine Mutter empfing mich, als ich zu Hause ankam, inmitten der Weiber mit kummervollem Gesichte. Warum ich mir und meinen Eltern eine solche Schande machte, fragte sie. Was nun die Leute sagen würden, und wie ich in der Welt ohne Fürsprache von oben vorwärts kommen wollte.

Ohne die Sammlung auf dem Kirchhofe würde ich wahrscheinlich vor dem Kummergesicht meiner Mutter, die ich sehr lieb hatte, zu-

sammenegebrochen sein. Doch jetzt, wo ich in der Sprache reden konnte, in der ich dachte, drängte das lange Zurückgedämmte, das mir in der Schule in der Stille gewürgt hatte, mit elementarer Macht hervor:

„Ja, was haben wir denn verbrochen? Wir sind doch freie Menschen und nicht Hörige oder Sklaven des Lehrers und Pfarrers. Wenn wir einem Bettler aus unseren Ersparnissen einen Pfennig schenken wollen, müssen wir dazu von diesen beiden auch erst die Erlaubnis einholen? Und wenn Pfarrer und Lehrer nur für Geld zu haben sind, sollen dann nicht wenigstens wir Kinder dem Gebengten und Traurigen mit unseren schwachen Kräften die Stärkung und Tröstung der Religion bieten dürfen? Wir haben doch ganz selbstlos gehandelt. Vier von meinen Dreibern war ich bereit, zu verpfänden, und der Trollhulda habe ich versprochen, dreißig Körbe Duna auf den steilsten Gang zu tragen, um der armen Mutter auf ihrem schweren Gange eine kleine Tröstung zu bereiten.“

Und war denn das nicht ganz in Christi Geist gedacht, als wir der armen Frau durch unsere Teilnahme ihr Leid tragen halfen? Wo waren denn die Frauen vom evangelischen Frauenverein, die immer für die Heidenkinder sammelten und die auf den Betteln, die sie von Haus zu Haus schickten, so viel von den Werken christlicher Liebe und Barmherzigkeit schreiben? Nicht eine hat sich sehen lassen! Weil sie sich geschämt haben, hinter der Frau in Lumpen einherzugehen.

Die Tannenberger können sagen, was ihnen beliebt. Die lassen den ehrlichsten und bravsten Menschen wie einen Hund einscharren und setzen einer Person, von der die Großmutter hier in dieser Stube gesagt hat, daß sie ein schlechtes Mensch zeitweilig gewesen ist, ein prächtiges Denkmal.

Was das Fortkommen anbelangt, so ist Tannenberg nicht die Welt. Hier bleibe ich nicht, und für die Fürsprache von oben danke ich. Ich werde auch ohne sie durch die Welt kommen.“

Ich sah meiner Mutter voll in die Augen und erwartete ihr Urteil. Der Kummer war aus ihrem Gesicht verschwunden. Vielleicht freute sie sich innerlich über ihren Wut. Doch die Macht der überkommenen Denkweise lastete schwer auf ihr.

Sie zauderte. Sie wollte mich nicht strafen, mir aber auch nicht recht geben.

Da nahm die Großmutter das Wort. Sie war erregt und sprach mit einer Festigkeit, wie ich es noch nie von ihr gehört hatte: „Den Jungen laßt mir in Ruhe, in dem steckt Großvaters Geist! Ihr habt Euch durch Zahrschule an Euch selbst und an Euren Kindern veründigt. Statt zusammenzustehen und gemeinsam Eure Rechte zu vertreten und Eure Interessen wahrzunehmen, habt Ihr nur eine Sorge gehabt: oben gut angeschrieben zu stehen, und jeder hat den anderen durch Liebedienerei und Speichelleckerei in der Gunst der Großen auszustechen versucht. Vorwärts hoffte jeder damit zu kommen, und rückwärts seid Ihr alle zusammen gekommen. Doch jetzt wächst wieder ein neues Geschlecht auf, das kämpfen wird. — Recht hast Du gehabt, mein braver Junge, dreimal recht und eine gute Tat hast Du oben drein vollbracht. Und wenn Du trotzdem hast Schmerzen erdulden müssen — und dabei streichelte sie zärtlich meine verschwollenen Backen und meinen verbeulten Kopf —, so lasse Dich das nicht anfechten. Dornenkronen zu tragen ist noch immer das Los derer gewesen, die für das Volk und gegen die Hohenpriester, für die Armen und gegen die Reichen aufgetreten sind. Weibe Dir nur selbst getren! Wehre Dich Deiner Haut! Bekämpfe das Unrecht, wo immer Du es findest, und stehe treu zur armen Menschheit!“ —

Und immer, wenn es Frühling wird...

So weh ist mir, so kummerichwer,
Doch keinem Menschen kann ich's klagen,
Ist doch die Welt zu Hebeleer,
Um mir ein Wörtlein Trost zu sagen.

Die eine, der ich mich vertraut,
Hat meine Schmerzen nicht verstanden,
Sie hat mich lachend angefaucht
Wenn meine Arme sie umwandten.

Und lachend schied sie auch; es hat
Ein Lenzwind sie von mir getrieben,
Ich bin in dieser lauten Stadt,
Ein stiller Rurich, zurückgeblieben.

Und immer, wenn es Frühling wird,
Dann höre ich ihr helles Lachen,
Dann will mein allertiefstes Leid
Mir in der kranken Brust erwachen.

Leo Heller.

Farbige Schatten. Fragt man jemanden, welche Farbe der Schatten eines Körpers hat, so wird er vielleicht unbedenklich antworten: schwarz. Macht man ihn dann darauf aufmerksam, daß die Fläche, auf welche der Schatten fällt, eine ihr selbständig eigene Farbe, eine sogenannte Lokalfarbe haben kann, beispielsweise rot, so wird der Befragte wohl ohne weiteres einsehen, daß dann der Schatten nicht mehr rein schwarz sein kann, sondern von der roten Fläche beeinflusst wird, also etwa schwarzrot oder dunkelbraun erscheint. Fragt man aber, ob der Schatten auch dann schwarz bleibt, wenn die Farbe der Lichtquelle sich ändert, so wird über die Antwort wahrscheinlich Verlegenheit herrschen. Es bleibt da nichts anderes übrig, als die Erfahrung zu befragen und ganz einfach die Schatten von verschiedenen Lichtquellen auf ihren Farbenton zu vergleichen. Schreiten wir durch eine sehr helle, sonnenbeschienene Landschaft mit weißen Flächen, also etwa durch eine Schneelandschaft an einem klaren Wintertage, so können wir bemerken, daß die Schatten, die auf eine weiße Fläche, insbesondere auf den Schnee, fallen, eine bläuliche Färbung zeigen, etwa mit einem Stich ins Violette. Suchen wir dann eine Abendlandschaft mit rötlich sinkender Sonne, so werden wir bemerken, daß die Schatten mehr oder weniger grünlichblau erscheinen.

Nehmen wir nun an, wir sitzen daheim an unserem Fenster und betrachten durch dieses die untergehende Sonne. Um den von ihr ausgehenden Schatten zu untersuchen, legen wir auf das Fensterbrett oder auf unseren Tisch ein großes weißes Papierblatt und halten einen Stab oder unseren Finger so darüber, daß von der Sonne her der Schatten auf das Papier fällt. Dann wird sich jenes Grünlichblau recht deutlich zeigen. Nun tritt jemand in das Zimmer und bringt uns die Abendlampe oder eine angezündete Kerze, jedenfalls ein Licht mit sehr gelber, etwa grünlichgelber Färbung. Von dieser Lichtquelle aus wird jetzt ein zweiter Schatten jenes Stabes oder Fingers auf das Papier fallen und wird mit dem ersten Schatten, dem von der Sonne her, zu vergleichen sein. Wir können dabei die künstliche Lichtquelle so stellen, daß die beiden Schatten recht nahe und gut vergleichbar neben einander liegen. Der neue Schatten besitzt nun eine auffallend bläuliche, wahrscheinlich ins Violette gehende Färbung gegenüber jener grünlichblauen der rötlich sinkenden Sonne. Trägt die Lampe, welche uns ins Zimmer gebracht wurde, einen grünen Schirm, so wird der von ihr herkommende Schatten stark dunkelrot, vielschicht mit einem Stich in Purpur oder Violett, erscheinen. Tritt dann an Stelle der untergegangenen Sonne der gelbliche Mond oder eine Straßenlaterne, so wird der von außen kommende Schatten wieder mehr ins Bläuliche, eventuell Violette, gehen. Den von der künstlichen Lichtquelle aus erzeugten Schatten können wir weiterhin dadurch abändern, daß wir vor jene Quelle verschiedene farbige Gläser hatten. Dann ist die Skala am übersichtlichsten da: von Rot aus wird der Schatten grünlichblau, von Orange aus mittelblau, von Gelb aus violettblau oder violett, von Grün aus violett bis rot, etwa purpurn, von Blau aus ungefähr orange, von Violett aus ungefähr gelb usw.

Wir haben hier eigentümliche Gegeneinanderstellungen von Farben kennen gelernt. Das Rot beispielsweise steht dem Blaugrün (oder Grünblau) gegenüber. Wir können diese Verhältnisse auch abgesehen von den farbigen Schatten beobachten. Wenden wir lange auf ein kräftiges Rot, so flimmert es uns nachher bläulichgrün vor den Augen usw. Danach kann man von „Gegenfarben“ sprechen, wie es meistens in der Psychologie geschieht, oder von „Kontrastrfarben“, wie es sowohl die Psychologen wie auch die Physiologen tun, oder von „Komplementärfarben“, wie es die Physiker tun. Die letzteren haben ihr Interesse dabei hauptsächlich daran, daß je zwei solcher Komplementärfarben sich miteinander zum Weiß vereinigen können, oder daß das weiße Licht durch geeignete Vorrichtungen in die sämtlichen Farben des sogenannten Spektrums zerlegt werden kann, die aus mehreren Paaren von Komplementen bestehen. Die farbigen Schatten haben uns nun gezeigt, daß eine Lichtquelle dem Schatten eines von ihr beleuchteten Körpers eine Farbennuance gibt, welche zu ihr selber einen solchen Gegensatz bildet.

Wandeln wir durch eine Bilderammlung, so lohnt es sich sehr, die Gemälde auf die Farbigeit ihrer Schatten hin zu betrachten. Je mehr bei einem Künstler das malerische, koloristische Interesse überwiegt, desto farbiger werden seine Schatten sein. Jeder Maler weiß, daß es keine farblosen Schatten gibt. Die spezielle Farbigeit der Schatten hat nun mehrere Gründe. Erstens kann, wie wir eingangs gesehen haben, ein so gut wie farbloses Licht auf eine lokalfarbige Fläche fallen und sie dadurch

nur eben verdunkeln, ohne ihr eine Farbe ganz zu nehmen. Zweitens ist die Farbigeit des Schattens beeinflusst von der Farbigeit der Lichtquelle, wie wir eben gesehen haben. Drittens aber kann — und nun beginnt die hübscheste Verwickelung der farbigen Schatten — auf eine schattige Fläche, welche bereits ihre Lokalfarbe wie auch durch den Schatten die Gegenfarbe zu der Lichtquelle besitzt, noch außerdem direkt eine Belichtung fallen, sei es woher immer. Das ist ein Mestler. Und dieser Mestler kann wieder verschiedenfarbig sein, mag er nun von der Sonne oder von einer anderen eigentlichen Lichtquelle, oder aber von einem bereits reflektierten, d. h. von einem Körper zurückgeworfenen Licht herkommen. Auch bei unseren Experimenten von vorhin im abendlichen Zimmer wird der eine Kontrastschatten einigermassen verfehlt mit derjenigen Farbennuance, welche den anderen Kontrastschatten erzeugt, und welche von der betreffenden Lichtquelle auf den erstgenannten Schatten direkt fällt.

Natürlich kommt in solchen Fällen immer eine Mischfarbe heraus. Des Malers Kunst ist es dann, welche die Farbennuance seines Schattens zusammensetzen, so aus der Palette herauszubekommen, daß er mit seiner Farbmischung möglichst genau die Farbmischung der Natur oder richtiger des Eindrucks trifft, den die betreffende Naturerscheinung auf unser Auge macht.

Die Liebespfeile der Schnecken. „Verliebt wie ein Schnecke“, sagt ein altes Volkswort und gibt damit treffend eine Naturbeobachtung wieder, die schon der alte holländische Anatom und Naturforscher Jan Swammerdam gemacht hat. Allein was der Beobachtung Swammerdams und vieler seiner Nachfolger entgangen ist, das ist die merkwürdige Tatsache, daß sich die Schnecken zu ihren Liebeslusten durch Pfeilschüsse anziehen. Das klingt wie ein Scherz und man hat es auch dem großen Schneckenkenner Rothmüller lange Zeit nicht glauben wollen; heute aber ist diese Tatsache vielfach einwandfrei bestätigt worden, und die Form des Pfeiles spielt jetzt bei der schwierigen Bestimmung der zahllosen Schneckenarten eine gewisse Rolle. Betrachten wir einmal diesen sonderbaren „Liebespfeil“, wie Rothmüller ihn nennt, etwas näher. Wir können folgendermaßen verschaffen: wir töten zunächst das Tier, indem wir es in siedendes Wasser werfen, zertrümmern dann das Gehäuse mit einem leichten Schläge, schlitzen der Schnecke mit einem scharfen Messer den Rücken entlang das Fleisch auf und finden dabei an weißen Fäden hängend einen atlasartig glänzenden Behälter, den Pfeilsack. In diesem kleinen Säckchen wird der Pfeil aus Kalk gebildet, und wenn der Pfeil noch nicht verschossen ist, stellt sich das Säckchen prall gefüllt dar, und nicht selten sieht die nadelscharfe Spitze des Pfeiles aus dem Behälter heraus. Da der Pfeil überaus leicht zerbrechlich ist, empfiehlt es sich, das Säckchen in ein Probier (Reagenz) gläschen mit ein wenig Kalilauge zu werfen und darin zu kochen. Der Pfeilsack zerbricht, der Pfeil aber wird von der Lauge nicht angegriffen. Bei unserer gewöhnlichen Gartenschnecke hat der Pfeil genau die Gestalt eines alt-römischen Dolches und ist etwa 5 bis 6 Millimeter groß. Bei einer süddeutschen Waldschnecke ähnelt er einem Sicheldolche, bei der Zuckerschnecke unserer Wälder sind vier Schneiden schraubenförmig um eine Ase gewunden usw. Durch Muskelzusammenziehung wird bei den Liebesschnitten der Schnecke der Pfeil auf den Partner abgeschossen, um ihn zur Kopulation zu reizen. Bisweilen verfehlt der Pfeil sein Ziel und man findet ihn dann in der Schleimspur am Boden, auf den Blättern, auf der Baumrinde usw. Trifft er aber, so durchbohrt er das Fleisch gewöhnlich auf der linken Halsseite. Wie lange Zeit die Schnecke braucht, um einen abgeschossenen Pfeil — eine süddeutsche Schneckenart hat stets zwei Pfeile im Pfeilsack — wieder zu ergänzen, weiß man noch nicht. Nach den vielfachen Fäden zu urteilen, bildet sich zunächst die Spitze und Schneide und erst zuletzt der runde, fein geriefte Griff. Besonders merkwürdig ist bei diesem eigenartigen Liebespiel und Pfeilschießen der Umstand, daß die Schnecken Zwitter sind, also in einem Individuum Männliches und Weibliches vereinigen. — a. h.

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt“ bestimmten Sendungen sind nach Berlin SW. 68, Lindenstraße 69, zu richten.

Nachdruck des Inhalts verboten!

Buchbindergebräuche im Mittelalter. Das Buchbindergeerbe ist eines der jüngsten in der Zahl der mittelalterlichen Handwerkszünfte. Erst die Erfindung der Buchdruckerkunst konnte im wesentlichen sein Entstehen bedingen. Allein trotz dieser verhältnismäßig kurzen mittelalterlichen Periode ist dieses Gewerbe doch reich an interessantesten Sitten und Gebräuchen. Hatte bei den Buchbindern ein Lehrling angelehrt, so mußte er auf der Herberge erscheinen, wo er einen bunten Papierhut aufgesetzt um den Leib gebunden und der also kniststoffierte mit einem Besen abgefegt. Dem erschienen ein als Barbier verkleideter Geselle. Der fragte, ob er den Herrn (den Lehrling) barbieren könne. Man bot dem Lehrling darauf einen Stuhl an, zog diesen jedoch immer wieder fort, wenn er sich setzen wollte, so daß er verschiedene Male auf die Erde fiel. Sah er aber endlich, dann trat der Barbier mit seinem großen, hölzernen Messer näher, barbierte den Lehrling und wendete ihm schließlich mit Meise ein. Kaum war der Barbier fort, kam auch schon ein anderer Geselle, der ein Stückchen Holz brachte, das der Novize einbinden sollte. Der Lehrling setzte sich nun hin, Meister und Gesellen im Kreise um ihn herum. Jetzt hatte er zu demonstrieren, wie man ein Buch einbände. Das ging aber nicht so einfach, denn die mit hölzernen Mührlöffeln bewaffneten Gesellen trieben allerlei Schikane: sie rissen dem Lehrling das Stück Holz fort, warfen es auf die Straße hinaus, woher dieser es immer wieder zu holen hatte, verabreichten ihm Schläge mit dem Mührlöffel auf die Finger usw. Trotz aller dieser Schikane, trotz des Fortlaufens von der Arbeit auf die Straße hinunter und wieder herauf hatte der Lehrling genau darauf zu achten, wo er zuletzt bei seiner Erklärung des Einbindens stehen geblieben war. Der Meister oder der Altgeselle fragte ihn nämlich verschiedentlich: „Woher der Arbeit.“ Der Altgeselle fragte nun wieder: „Von was für Arbeit?“ Wußte der Lehrling nun nicht ganz genau zu antworten, so bekam er mit dem Mührlöffel einen Schlag auf die flache Hand. Auch andere Fragen waren während dieses Examens noch zu beantworten, z. B. woher er denn den Zwirn und die Gestadeln beziehe? Die Antwort hierauf war gewöhnlich die: „Von der Wittfrau, bei der ich arbeite.“ Zum Schluß kamen noch ein paar Späße seitens der Gesellen, dann war aus dem Buchbinderlehrling ein Buchbindergehilfe geworden.

Je nach Gegend und lokalem Herkommen kamen natürlich hier und da kleine Abweichungen vor; im großen und ganzen aber war die Zeremonie des Lossprechens im ganzen Reiche eine einheitliche. Einheitslich waren auch im allgemeinen die Gebräuche, die beim Meisterstück üblich waren. Nur nahm hier die Zeremonie selbst den kleineren, das Trinkgelage hingegen den größeren Teil der Festlichkeit ein. Die Festlichkeiten erreichten im ausgehenden Mittelalter oft einen solchen Umfang und so hohen Kostenaufwand, daß behördlicherseits verschiedentlich dagegen eingeschritten worden ist.

Schließlich mögen hier noch Preise, die im Mittelalter für Buchbindermaterial, namentlich für Papier, gezahlt wurden, genannt werden. Ein Riespapier kam 1512 auf 18 bis 20 Groschen, Postpapier kostete pro Ries 36 Groschen, sogenanntes Dresdener Papier (1546) 24 Groschen usw. — ei.